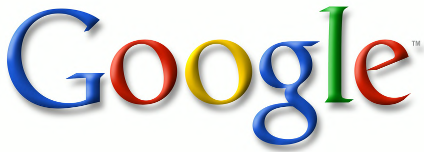


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

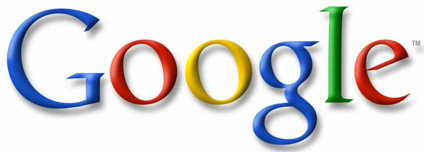
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

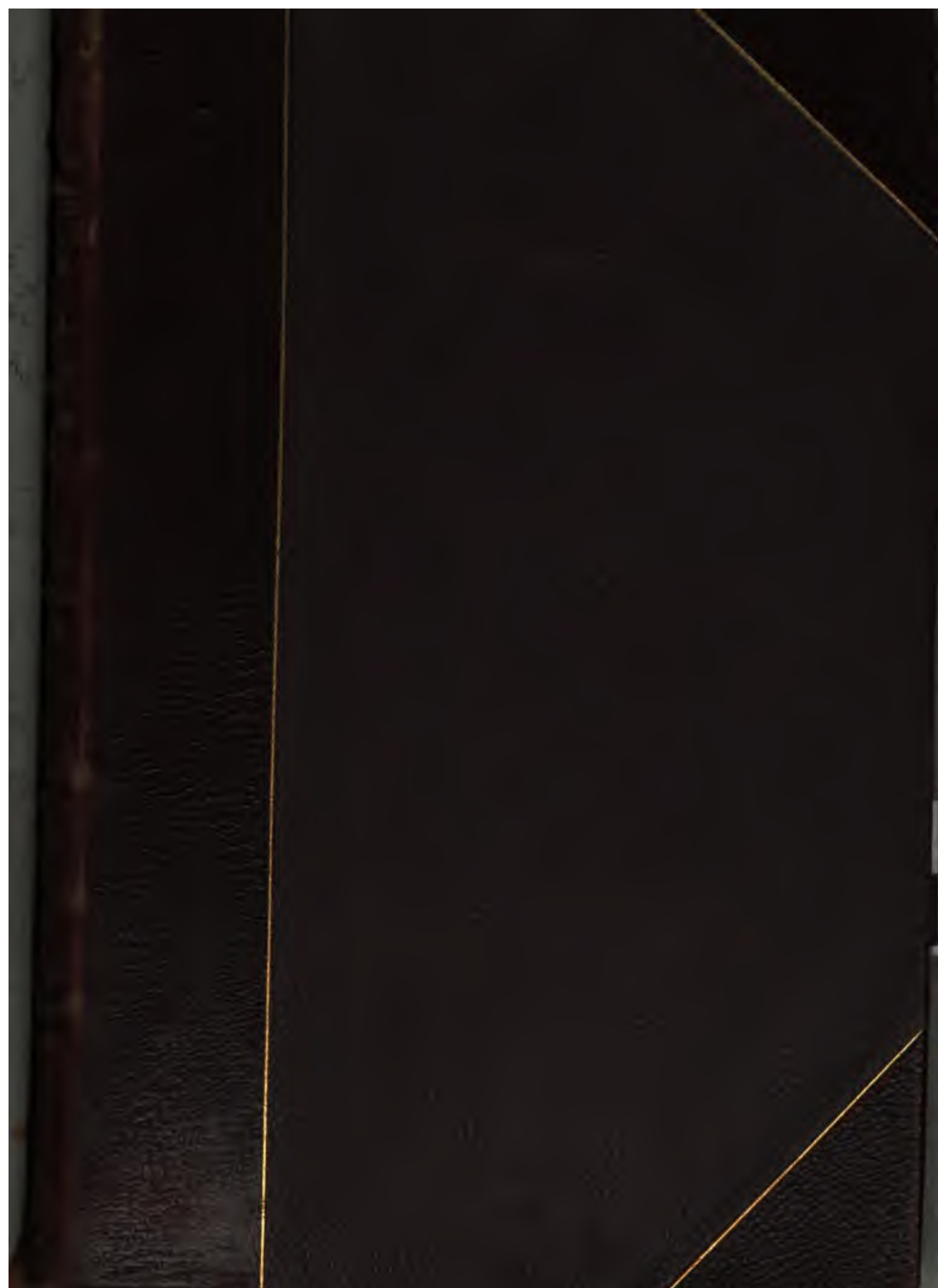
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

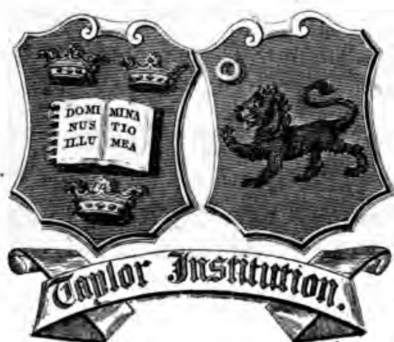
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





162155



Brigitta.

Erzählung

von

Berthold Auerbach.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1880.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Zum goldenen Lamm

lautet die Umschrift auf dem weit vorragenden Wirthsschilde, und das rundliche vergoldete Lamm beugt den Kopf bescheiden, aber doch auch mit einer leisen, fast neugierigen Wendung.

Den bitterlich herben, aber auch erfrischenden Duft von gepreßten Waldkirschen athme ich, indem ich an das Wirthshaus an der Landstraße denke.

Es ist zur Zeit, wo sich der Sommer zum Herbste neigt. Auf den Thalwiesen mit Stellfallen, wo der floßbare Waldbach eilig dahinströmt, wird das Oehmd gemäht; manchmal hört man die Sense wetzen, und ein flüchtiger Sonnenblitz zuckt von der Klinge zurück.

In den Nußbäumen hinter dem Hause und weiter oben am Hügel in den zahmen Kastanien schäkern die Nußhäher und fliegen ab und zu. Die Forellen in dem bis zum Grunde klaren Bergbach

schwimmen lustig hin und her und ahnen nichts davon, daß in dem angekettelten Kasten ihre Genossen eingesperrt sind.

Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Feld umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließe.

Ja, es giebt noch verborgene ruhsame und nährsame, in altväterischer Traulichkeit gehaltene Wirthshäuser, und der behaglichsten eines ist das goldene Lamm. Das breite, einstöckige Haus hat sich von der Landstraße zur Seite gerückt, um den haltenden Fuhrwerken Platz zu lassen. Vor Zeiten standen hier mehr als ein Dutzend fliegender Krippen, an denen die Frachtgäule unabgeschirrt gefüttert wurden.

Wer vom Berge kam, freute sich im Thale zu sein, und wer bergauf zog und Vorspann brauchte, nahm selber auch Vorspann an einem guten Schoppen hieländischen Gewächses, das der landsmännischen Zunge gar wohl mundet. In der Küche prasselte das Feuer und duftete es wol damals nicht besser als heute, wo ein Tunnel durch den Berg gegraben ist. Jetzt eben braust der Bahnzug hinein, er stößt noch einen hellen Jauchzer aus, dann verschlingt

ihn der Berg und stille ist's ringsum. Nur manchmal kommt noch langsam eine Holzfuhre krachend daher oder auch ein schnelles Bernerwägelein, mit wohlhäbigen Männern und Frauen in der Landestracht besetzt; die von einem Begräbniß kommen, halten an und lassen sich den Wein herausbringen; die von einer Lustbarkeit kommen, fahren rasch vorüber und winken dem Lammwirthe, sie hätten heute genug ...

Die Flößer, die das Stammholz vom obern Thal und aus den Wäldern herabbringen, stellen gern ihre Ruderstangen am Hause auf, zum Zeichen, daß sie hier Rast halten; sie würdigen das reichliche Essen und den reinen Wein dieses Hauses, darum richten sie es gern so ein, daß sie hier übernachten können. In der großen Stube mit dem grünglasirten Kachelofen und der laut tickenden Schwarzwälder Uhr, da sitzen die wetterharten Riesengestalten der Flößer, die sich vorher säuberlich gemacht, bevor sie sich an den langen Tisch setzen; sie stemmen sich auf mit ihren kraftstrotzenden nackten Armen und verzehren ungeheure Stücke von fettem Fleisch und gehäufte Teller dicken Meerrettigbrei's; an Trinken fehlt es natürlich auch nicht,

zwischen je zwei Mann steht eine offene Weinflasche, die mehrmals leer und wieder voll ist. Anfangs sprechen die Männer kaum ein Wort, sie essen und trinken still, fast feierlich ernst, dann aber wird's laut wie beim Anruf auf dem brausenden Wasser; nicht umsonst sagt man von einem Manne durchdringender Rede: er hat eine Stimme wie ein Flößer.

Wenn die Männer sich dann zur Ruhe begeben, um früh vor Tag wieder aufzubrechen, sagt wol die Wirthin in ihrem begütigenden zuversichtlichen Tone: „Thut sacht, ihr Mannen! Wir haben einen wunderlichen Schriftgelehrten im Haus, der einen gar leisen Schlaf hat, und er braucht Ruhe.“ Dann ziehen die Gewaltigen ihre schweren hohen Wasserstiefel aus, gehen in Strümpfen geräuschlos in die Dachkammern und kommen am Morgen eben so geräuschlos wieder herab.

Ja, die Wirthin weiß, welch ein Heiligthum und Heilthum die Stille ist; sie weiß auch, was ein nervöser Mensch bedarf, sie hat's vielfach erfahren.

Es soll aber verschwiegen bleiben, wo das Wirthshaus zum goldenen Lamm zu finden ist, denn sonst bekommt es einen Stern in den Reisebüchern und

über's Jahr verscheuchen karrirte Engländer und roth beshawlte Engländerinnen die heimische Ruhe, und statt der schüchternen, aber sorgsam saubern Agnes bedient uns ein mit seinem Schicksal unzufriedener schwarzbefrackter Jean, und der echte Honig — man muß ja jetzt zu Allem echt sagen — der von den Bienenstöcken im Krautgarten, reicht nicht mehr aus; es muß gefälschter aufgesetzt werden. Und was noch das Schlimmste wäre, es käme ein Klavier in's Haus und die Gäste, die auf's Essen warten oder auch eben sich gesättigt haben, klimpern zu eigenem Zeitvertreib und zum Ruhevertreib der Hörer.

Nein, die Welt braucht das Haus nicht zu finden. Die Wirthsleute freuen sich, wenn Gäste kommen, sind aber nicht verzagt, wenn sie ausbleiben; denn sie sind nicht blos Gastwirthe, sie haben Aecker und Wiesen und Wald, und wer das Glück hat, im Lamm zu wohnen, dem sagt Jedermann: „Da sind Sie gut aufgehoben, der Mann und die Frau haben keinen Feind landauf und landab, nur einen haben sie gehabt und an dem hat die Frau Gutes gethan, wie man's kaum für möglich halten sollte.“

Die Leute sprechen viel mehr von der Frau als von dem Mann. Sie verkehrt mit den Bauersleuten, als wäre sie noch ganz und nur ihres Gleichen, und dabei hat sie sich keinen Zwang anzuthun; denn im Grunde ist sie noch das einfache Bauerkind, obgleich sie ein gut Theil Welt bis in die höchsten Kreise hinein kennen lernte und die besten Bücher besitzt, die sie mit Verständniß gelesen hat.

Dem Mann ist es lieb, daß mehr von der Frau als von ihm die Rede ist, und doch verdient er den besten Ehrenruf und hat ihn auch. Er braucht indeß kein Lob von fremden Menschen, er hat an einem genug, und das kann ihm auch genug sein.

Da kommt sie aus dem Hause und steht bei einem Bauern in der Oberländer Tracht auf der Freitreppe. Sie ist groß und schlank und hat eines jener Gesichter, denen man ansieht, wie mancher Schmerz darin zuckte; nun aber wohnt Friedsamkeit darauf, und zumal die braunen Augen, die noch jugendlich hell leuchten, haben einen Ausdruck der Sicherheit und des festen Wohlwollens. Ihre Haltung ist stramm aufrecht, sie trägt sogar den Kopf etwas hoch, man sieht ihr eben das Soldatenkind an und vielleicht auch etwas von dem Selbstgefühl

der Bauernprinzessin. Sie reicht jetzt dem Manne die Hand und sagt: „Lebet wohl und kommet wieder und grüßet Alle daheim, die noch an uns denken.“

Sie kehrt ins Haus zurück, dafür kommt jetzt der Lammwirth vom Röhrbrunnen her; er ist bei guten Jahren, etwas wohlbeleibt, aber noch flink dabei. Jetzt geht er bedächtig im kleinsten Schritt, denn er hat eine Bütte voll Wasser auf dem Rücken und geht damit nach der Brennerei im Erdgeschoß, wo er Kirschwasser bereitet; nur einmal schaut er flüchtig um nach den Schweinen, die in den ausgeschütteten Trestern und Kernen knarfeln und einander manchmal wie zum Scherz anstoßen, damit sie aufjauchzen können.

Wenn der Lammwirth Zutrauen zu einem Gaste hat — denn er ist nicht ohne Mißtrauen — dann holt er die rothen Schächtelchen herbei, darin fünf Ehrenmünzen sind, Auszeichnungen von verschiedenen Ausstellungen; die von Paris zeigt er zuletzt. Auf welche er den größten Werth legt, darüber läßt er sich nicht aus, denn er ist ein Wirth und hat in der Schweiz gelernt, es mit allen Nationen zu halten.

Dabei ist er aber überzeugt, daß reines Kirschwasser ein Heilmittel für Alles ist; es erwärmt nicht

nur, es kühlt sogar nachträglich, behauptet er. Wenn man das gute Getränk lobt, vergißt er nie hinzuzusetzen: „Ich hab's von meinem Vater gelernt, das zu machen; es gehört ein besonderer Schick dazu."

Er ist ehrlich stolz auf seinen Kirschwasser-Ruhm, sonst aber macht er sich nicht viel aus der Meinung der Welt, denn, wie gesagt, er hat einen Menschen, der ihn hoch hält, und das ist ihm genug und kann ihm auch genug sein.

Hören wir die Frau selber.

Erstes Kapitel.

Ja, mein Mann sagt auch, ich soll Alles erzählen. Und so sei's. Bis auf die letzte Wurzel will ich ausgraben. Ich bekenne das Gute und das Schlechte, und das eine ist eben so wahr wie das andere.

Man sagt mir nach, daß ich das schwerste Gebot geübt habe: Liebet Eure Feinde — ich bin nicht so brav wie die Menschen glauben; der eine gilt für braver als er ist, der andere für weniger.

Mein Mann sieht gar nicht fein aus, aber wer ihn und unsere Geschichte ganz kennt, der muß sagen: Allen Respekt vor so einem Mann. Es mag Vornehmere geben, aber keinen rechtschaffeneren und besseren, und grundgescheit ist er auch, nur in Einem Stück nicht; er sieht es noch jeden Tag als ein stolzes Glück an, daß ich, eine Großbauerntochter ihn zum Mann genommen, und wenn er sich beson=

ders Gutes anthun will, heißt er mich die Prinzeß vom Schlehenhof.

Ich bin auf dem Schlehenhof geboren, aber das Haus ist mit keinem Auge mehr zu sehen, da, wo es gestanden, wachsen jetzt Waldbäume.

Da droben auf der Bahn nach dem Bodensee, dort auf der Wasserscheide, ehe es thalab geht, da sieht man mitten im dunkeln Tannenholz einen hellen Laubbaum, das ist die hohle Linde an dem eingefallenen Brunnen, das ist die einzige Spur, daß da einmal Menschen gewohnt haben.

Ich bin vor zwei Jahren noch einmal dort gewesen, aber keine zehn Rosse bringen mich mehr hin. Freilich, Gedanken sind stärker als zehn Rosse, und die bringen mich noch oft von selbst hin, im Traum und im Wachen; und da sehe ich das Haus, breit und groß mit dem dicken Strohdach und den braunen Balken, aus denen es aufgebaut ist; an der Ecke auf der Morgenseite sind viele Fenster neben einander und vom Berge herab kann man in die obere Scheune hinein fahren. Daneben sind die großen Ställe, drin die Rosse an ihren Ketten klirren und die große Schelle von der Vorkuh und die bimmelnde Schelle von dem schwarzen Geisbock

klingelt und ich höre die Staare in der Linde am Brunnen zwitschern.

Es hat geheißen, unser Haus sei eins der ältesten in der ganzen Gegend, eines der kältesten ist es sicherlich gewesen; wir haben aber nicht viel davon gespürt, die Stube war das ganze Jahr geheizt und wir haben ja Holz genug, mehrere hundert Morgen Wald, ich weiß nicht mehr wie viel, gehören zu unserm Hof. Es war meiner Mutter Gut, der Vater war der ältere Sohn vom Oberbauer, der jüngere, der Ohm Donatus, hat das Vatergut bekommen, und mein Vater hat zu dem, was er erheiratet hat, noch ein Gut dazu erwerben wollen, und das war's eben ....

Am Haus war ein Baumgarten und drum herum ein paar Aecker, aber nicht viel. Wir haben da oben nur Haber und Kartoffeln gepflanzt, Heu haben wir verkauft, Brodfrucht haben wir kaufen müssen; denn auch die paar Aecker, die wir drunten beim Dorf haben, reichen nicht aus für unsern Hausbrauch mit den vielen Dienstleuten und Taglöhnern. Wenn einmal eine Familie weggestorben oder aus dem Dorf weggezogen ist, da hat der Vater die feil gewordenen Aecker nicht gekauft; er

hat gesagt, die armen Leute sollen auch einmal zu Grund und Boden kommen. Er hat's gut mit den Menschen gemeint, wenn er's auch nicht so im Wort hergegeben hat. Er ist zufrieden gewesen bis — ja, das werde ich schon erzählen, wenn ich dran komme.

Damals — die ganze Geschichte geht auf mehr als dreißig Jahre zurück — damals war vom Dorf aus eine Fahrstraße bis an unser Haus, jetzt ist nur noch ein Fußweg da; der Staat hat oben in halber Höhe des Waldes einen Holzweg durchschlagen lassen, und der Wald zieht sich in Einem Schluß fort; stundenweit sagt man, kann jetzt ein Eichhörnchen von einem Baum zum andern springen.

Einsam ist es gewesen auf dem Schlehenhof, aber wenn man's gewöhnt ist, braucht man keine Menschen.

Manchmal ist ein Metzger, ein Holzhändler oder ein Viehhändler gekommen, und im Herbst der Krautschneider mit seinem Hobel, auch den Sattler haben wir ins Haus genommen; unser Kettenhund hat nicht zu bellen aufgehört, so lang ein fremder Mensch da war.

Am Abend hat der Vater geraucht, und die Mutter hat gesponnen; wir haben auf einem der

Aecker beim Dorf immer Hanf gepflanzt, und der ist im Haus versponnen worden. Wenn der Weber gekommen ist, um das Garn zu holen, war die Mutter immer besonders vergnügt; Nähgarn hat sie immer selber gedreht an einem Ring, der am Deckenbalken angebracht war.

Ich habe, als ich in die Schule ging, auch manchmal aus meinen Schulbüchern vorgelesen, ich hab' von je her gern gelesen. Die Mutter hat sich auf Anempfehlung des Pfarrers auch eingeschrieben auf eine Geschichte der Heiligen, davon ist alle Monat ein gelbumschlagenes Heft gekommen, mit vielen Bildern drin. Ich habe daraus auch vorgelesen, aber nicht gern; ich hab's selber an mir gespürt, was die unschuldigen Gottesmänner für Qualen und Marter erleiden müssen, und habe dann oft aus dem Schlaf aufgeschrieen, denn was da so grausig abgebildet war, ist leibhaftig auf mich zugekommen, daß mir angst und bang geworden ist. Da hat der Vater verboten, daß künftighin derlei in der Nacht gelesen werde, und was der Vater gesagt hat, war ein für allemal gesagt. Er hat sonst nicht viel geredet und die Mutter Meister sein lassen, besonders über uns Kinder.

Der Vater hat Alexander geheißen, man sagt aber bei uns Xander; er hat bei den Feldjägern mit den großen Bärenmützen gedient, das Regiment ist schon lang nicht mehr, aber der Vater war stolz auf seinen ehrenvollen Abschied, der an der Wand hängt in einem goldenen Rahmen.

Ja, darauf hat sich der Vater viel eingebildet, und das ist sein Unglück geworden und das unsere.

Wir sind fünf Geschwister gewesen, drei sind früh gestorben, und die Mutter hat oft gesagt — aber nur zu Fremden und wenn der Vater nicht da war — der Hof sei zu rauh; in alten Zeiten mögen's die Menschen da leichter ausgehalten haben, jetzt seien eben die Menschen nicht mehr so stark. Sie hat auch viel gehustet.

Ich bin das jüngste Kind, bin im Wohlstand aufgewachsen und auch in Frieden bis in mein dreizehntes Jahr. Friede war in unserm Hause, Lustigkeit nicht; man hat gearbeitet, gebetet, gegessen und geschlafen.

Wir hatten sechs, manchmal auch acht Rosse im Stall, und wir haben selber Fohlen gezogen. Der Schmaje, ein Viehhändler, hat dem Vater gebracht

was nöthig war, und hat mit fort genommen was unnöthig und für uns nichts mehr nutz war.

Der Vater hat mit den Knechten geschafft wie einer von ihnen. Wir haben die Stämme in die Sägmühlen und das Brennholz auf den Markt mit unseren eigenen Rossen geführt.

Der Vater hat auch — ich glaub' der Förster Jorns, er war damals noch jung, hat ihm dazu gerathen — einen Schälwald angelegt, droben auf der Hochebene, wo bis dahin Aecker waren, die aber nur wenig Frucht gebracht haben. Der Eichenschälwald hat gut Geld eingebracht, und die einzig lustige Zeit war, wenn im Frühling die Eichenschälerinnen gesungen haben. Die Bonifacia, die Frau des Wegers, war auch immer dabei, die wußte die meisten Lieder, und ich und meine ältere Schwester wir haben auch geholfen; von da habe ich auch noch die vielen Lieder im Gedächtniß, sie gehen mir oft durch die Seele und dann ist mir's allemal, wie wenn ich den Saft von den jungen Eichen rieche.

Sonntags sind wir in die Kirche gefahren — es ist fast eine Stunde weit — meine Schwester und ich auf dem Hintersitz, Vater und Mutter auf

dem Vordersitz; unsere Schimmel mit dem schönen Geschirr waren angespannt, und stolz sind wir dahin gefahren. Es ist kaum ein Wort geredet worden, man verlernt auch das Reden in der Einsamkeit.

Der Vater hatte keine Kameradschaft, selten ist er in die Wirthsstube beim Engel gegangen, wo wir unsere Schimmel einstellten; wenn seine Pfeife im Stand war, war er zufrieden, und wenn ihn ein Kamerad vom Regiment ansprach, reichte er ihm seinen Tabaksbeutel hin, daß er sich auch stopfe, Cigarren hat's damals bei uns noch nicht gegeben.

Der Vater war Obmann beim Gemeinde-Ausschuß, sie hätten ihn gern zum Bürgermeister gemacht, aber wir wohnten zu weit ab; man kann da nur einen Mann brauchen, der näher bei der Kirche, bei Rath- und Schulhaus wohnt, wo die Leute ihre Sachen leichter vorbringen können.

Wenn der Vater auf dem Rathhause war, ist die Mutter mit uns zwei Mädchen zu armen Leuten gegangen, sie hat uns gern dabei gehabt, wenn sie Wohlthaten übte, und die Armen haben oft gesagt: „Ja, Kinder! Euch muß es gut gehen. Die

Gutthaten von Eurer Mutter müssen an Euch vergolten werden."

Da hat dann die Mutter uns angesehen, in ihren Augen ist's geschwommen, sie ist gar weichherzig gewesen.

Wer hat's ahnen können, daß es uns so ergehen wird und daß ich allein übrig bleibe und es nach Schwerem wieder so gut bekomme, wie ich's jetzt habe?

Zweites Kapitel.

Das letzte Haus im Dorfe nach unserm Hofe hin war das des Wegers — so heißt man bei uns den Straßenwärter. Um das Haus herum war Alles so sauber, und in dem kleinen Gärtchen waren die frühesten und die spätesten Blumen und wohlgepflegte Gemüsebeete, und drin in den kleinen Zimmern war Alles wie in einer Puppenstube. Die Bonifacia hatte immer zu Allem Zeit und war immer ordentlich angezogen. Freilich, sie hatte Niemand mehr zu Haus, als ihren Mann; ihr

einziger Sohn, der Ronymus, war Knecht bei uns. Die Bonifacia war vordem auch Magd bei uns gewesen, und sie hatte sich zu uns gehalten, wie wenn sie noch bei uns im Dienst wäre; in Freud und Leid hat man nach der Bonifacia geschickt, und sie war hurtig da.

Die Mutter ist nie an dem Häuschen des Wegers vorübergegangen, ohne anzukehren, sie hat große Stücke auf den Weger gehalten, der gering angesehen, aber ein grundgescheiter und ehrenhafter Mann sei. Die Bonifacia hat sich nie was schenken lassen, sie hat gesagt: „Meisterin, ich laß' die Gaben, die Ihr mir geben möchtet, bei Euch stehen und hole sie einmal, wenn ich in Noth bin.“

Sie ist aber nie darum zu uns gekommen. Im Gegentheil.

Wie meine Schwester geheiratet hat, war die Bonifacia wieder bei uns im Hause und half Alles herrichten; man konnte ihr alle Schlüssel geben, und sie wußte, wo die Sachen waren.

Meine Schwester hat jung geheirathet, viel zu jung, den Sohn vom Engelwirth im Dorf. Der Vater hat ihr eine große Aussteuer gegeben, in lauter baar Geld; ich habe das Säckchen mit beiden

Händen aufgehalten, wie das Gold und Silber hinein geschüttet worden ist. Ich habe sagen hören, es bringe Glück, wenn da die Hand eines unschuldigen Kindes dabei ist.

Ich habe zur Hochzeit meiner Schwester ein neues Gewand bekommen, wie bei uns daheim die Tracht war; jetzt sieht man sie fast gar nicht mehr. Stolzer bin ich in meinem Leben nicht gewesen als damals, wie die Musik vorausging und wir hinterdrein, und die Burschen haben geschossen, daß es fort und fort von den Bergen widerhallte. Der Ohm Donatus und unsere ganze große Sippschaft war da bei einander, ich hab' aber gemeint, Alles sieht nur auf mich und meine schönen Kleider.

Meine Schwester hat geweint, man hat daraus Glück prophezeit, es ist aber auch nicht so geworden.

Beim Hochzeitsschmaus ist's lustig hergegangen. Der Trompeter von der Musikbande war auch Feldjäger gewesen, und mein Vater hat sich die Tagwacht blasen lassen und hat dazu gepfiffen, so lustig habe ich ihn noch nie gesehen. Ich meine, das war auch die letzte Lustbarkeit, denn die anderen waren keine rechten. Ich erinnere mich auch ganz gewiß, daß der Vater damals von seinem Rittmeister, dem

Baron Haueisen gesprochen hat; was er von ihm erzählt hat, weiß ich nicht mehr, aber der Name war mir geblieben von damals an.

Ich ging vom Hochzeitstisch weg und stand unten an der Hausthür, und da hörte ich, wie ein Mann und eine Frau — ich kannte sie nicht — mit einander redeten. Der Mann sagte: „Das ist jetzt noch das einzige Kind vom Xander, das kriegt einmal den großen Hof, das ist die Prinzeß vom Schlehenhof und kann sich den fürnehmsten Bauernprinzen holen.“

Ich bin eine Bauernprinzessin und krieg einen Bauernprinzen, das ist mir wie ein Blitz in die Seele gefahren. Ja, dort unter der Hausthüre habe ich einen großmächtigen Stolz bekommen, und als ich nun die vielen Bettler und Krüppel sah, die sich aus der ganzen Gegend um das Hochzeitshaus gesammelt haben, bin ich zu meinem Schwager gegangen und hab' ihn gebeten, er soll mir Geld geben; er hat mir's gegeben, und ich hab's unter die Armen vertheilt.

Meine erste kindische Wolthätigkeit war Stolz.

Ich bin nun auch in die Schule gegangen, der Weg von unserm Dorfe war weit, und ich war bis

in mein fünfzehntes Jahr schwächlich und klein; erst im Elend bin ich so aufgeschossen. Ich bin das erste Schuljahr bei meiner Schwester geblieben, hatte aber arg Heimweh nach unserm Hof draußen. In dem Wirthshaus, wo so viele Leute aus- und eingingen, Jeder sich hinsetzen durfte, wie er mag, und schreien und johlen und aufbegehren, da war mir's nicht wohl; wenn ich nur ein Pferd von unserem Hof gesehen habe, wäre ich gern drauf zu und hätte ihm gern gesagt: Du darfst doch heut Abend wieder heim.

Meine Schwester ist am ersten Kind gestorben, die Agnes, die wir jetzt bei uns haben, ist das einzige Kind meiner Schwester. Sie ist Wittfrau und hat auch ein schweres Schicksal gehabt, darum ist sie so verscheucht. Sie war nur ein Vierteljahr verheiratet, aber lang genug, daß ihr Mann ihr ganzes Heiratsgut verthan hat, er ist verrückt gewesen, man hat ihn Jahre lang im Irrenhaus gehabt, dann ist er gestorben.

Ja, so ist das Elend in der Welt. Wenn man nur eine einzige Familie und was drum und dran ist heraus nimmt, da ist Alles drin. . . .

Als meine Schwester gestorben war, bin ich

wieder heim genommen worden. Aber so ist der Mensch, nie zufrieden; jetzt war mir's zu einsam auf unserm Hof und der Weg in die Schule so weit. Es hat sich bald wieder gegeben.

Anfangs habe ich's freilich gar nicht begreifen können, daß da am Berg auf dem Kirchhof meine Schwester liegt, und sie kommt nicht und sagt nichts und thut nichts und kümmert sich nicht um ihr Kind und nicht um ihre einzige Schwester. Aber in der Jugend vergißt man Alles bald wieder, und das ist gut. Ich war lustig und hab' auf dem Weg hin und her gesungen, wie eben ein Kind von zwölf, dreizehn Jahren.

Meine Mutter hat ihr Enkelchen, die Agnes, zu sich nehmen wollen, der Schwager hat es aber mit sich genommen, wie er sich wieder verheiratet hat in die Schweiz hinein.

Wer hätte damals daran denken können, daß ich auch einmal viele Jahre in der Schweiz leben soll.

Drittes Kapitel.

Eines Tages kam der Förster Jorns auf seinem Apfelschimmel vor unserm Hause angeritten. Er war damals noch jung, aber schon in hohen Ehren. Der gute Mann hat auch Schweres auf sich nehmen und nachmals mit seinem Schwiegersohn den Sohn des Bergschinders erschießen müssen. Ich werde vom Bergschinder noch zu erzählen haben.

Der alte Jorns lebt jetzt bei seinem Sohne und seiner Tochter Carla und deren Mann in dem Jagdschlosse, das man zur Forstschule eingerichtet hat. In der Wirthsstube wird oft erzählt, was für ein prächtiger allgeliebter Mann das sei. Ich vergesse es nie wie ich ihn damals sah, und wo er hinkam, da zog Freude und Ehre mit ihm ein, so auch jetzt in unsere Stube. Der Förster saß am Tisch und sagte: „Schlehhofbauer, rufet Eure Frau, ich hab' Euch beiden etwas zu sagen."

Die Mutter konnte gar nicht aufhören, von der Ehre und Freude solchen Besuches zu reden, aber der Förster sagte schmunzelnd:

„Schon gut. Aber was saget Ihr dazu, daß

ich gekommen bin, Euch von Haus und Hof zu treiben? Ja, ich denke, der gerade Weg ist auch bei Euch der beste. Also, ich habe kurzweg die Bevollmächtigung von der Regierung, Euch Euren Hof abzukaufen. Mit Euch braucht's keinen Unterhändler. Ihr seid ein gerader Mann, mit Euch geht man gradaus. Wir schätzen ab, nach Recht und Billigkeit, was der Hof werth ist, und zahlen baar."

Vater und Mutter sahen einander an, und der Vater sagte:

„Bäuerin, was meinst Du dazu?"

Die Mutter hustete arg, und der Förster sagte:

„Der Husten giebt Antwort. Der Hof ist zu kalt, geschlagene fünf Monat, von Winters Anfang bis Lichtmeß, scheint keine Sonne auf Euer Dach. Da können nicht Menschen gedeihen, da gehört Wild her."

„Wie meinen Sie das?" frug der Vater.

„Einfach, wir wollen aus Eurem Hof wieder Wald machen."

„Das wär! Das könnten wir nicht verantworten vor denen, die vor uns da gewohnt haben."

„Doch, doch," sagte die Mutter, „wenn's einen guten Schick giebt, warum nicht?"

„Du sagst das?“ rief der Vater, „und haben doch Deine Voreltern da gesessen, nicht die meinen? Ich für mich sag': Herr Förster, Ihr Antrag in Ehren, aber wer gut sitzt, soll nicht rücken, ich rücke nicht. Wenn meine Frau will ...“

„Ich ... ich hab' schon oft gedacht, der Himmel ist überall über der Welt —“

Sie hätte wol gern mehr gesagt, hat's aber nicht heraus gebracht, und der Förster half nicht nach; er bestand aber darauf, daß jetzt nichts Bindendes abgemacht sein solle, die Eltern sollten Alles für sich überlegen und ihm Bescheid sagen lassen.

Dabei ist's verblieben, und wie der Förster wieder weg geritten war, ist der Vater in die Stube gekommen und hat der Mutter gesagt, sie hätte auch zäh dagegen sein müssen, dann bekäme man einen höheren Preis. Wie er mich sah, schickte er mich aus der Stube.

Ich stand draußen vor dem Hause und sah mir das Haus und die Felder und den Wald an und mußte denken, das kann man verkaufen und davon fortgehen. Ich verstand das nicht.

Als ich zum Nachtessen in die Stube kam, fragte ich, bis wann wir unsern Hof verkaufen und wo-

hin wir dann ziehen; die Mutter sagte und sah dabei auf den Vater: „Wir verkaufen gar nicht, wir bleiben da, wo unsere Voreltern gehaust haben und bei gesundem Leib alt geworden sind.“

Viertes Kapitel.

Es war ein heller Herbsttag, drunten im Thale hatten die Bäume schon gelbe Blätter, bei uns droben wurden jetzt erst die Kirschen reif. Ich ging von der Schule heim, hatte meinen Schulsack umhängen und sang so vor mich hin. Ich weiß das Lied nicht mehr ganz, aber am Ende heißt es:

Die Kirschen, die sind schwarz und roth,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Das singt so ein Kind und weiß nicht, was es ist.

Am Weg hatten wir einen Acker, den pflügte jetzt der Ronymus um mit unsern Schimmeln; der Pflug ging leicht, der Ronymus pfiff dabei, und wie er beim Umkehren mich sah, rief er mir zu, wenn ich noch eine Stunde warte, könne ich auf

dem Wagen heimfahren; denn man kann den Pflug nicht so weit führen, man muß ihn auf den Wagen laden. Ich möchte nicht fahren und ging weiter und war so lustig wie eben ein Kind ist. Da hörte ich hinter mir etwas, ich sah um und da kam ein wunderschönes einspänniges Fuhrwerk daher, da war Alles so fein, daß man nicht wußte aus was das gemacht ist und doch zusammenhält.

Es war ein zweirädriger Wagen, fast wie ein Karren, aber hoch und fein, ein falbes Roß mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz — die Haare fliegen nur so im Wind — war davor gespannt, und droben saß ein Mann und hatte eine Soldatenmütze auf, oder eigentlich man meinte, er stehe.

Ich stand still, der Wagen kam näher, der Mann hatte einen langen nebenausgezogenen Schnurrbart wie ein Katzenbart, und seine Augen waren grün, aber nein, das war nur eine grüne Brille.

Das Leitseil, womit er den Falben lenkte, war schneeweiß, und er hatte weiße Handschuhe an.

Ich stand still, wie wenn ich gar nicht mehr vom Fleck könnte. Wohin will der? Der Weg führt ja nur zu uns?

Das Roß, der Karren und der Mann darauf kamen immer näher. Der Mann fragte mich:

„Kind! Wohin?"

Ich erschrak ins Herz hinein — wir waren auf dem einsamen Hof gar menschenscheu aufgewachsen. Er fragte mich noch einmal und ich sagte:

„Auf den Schlehenhof."

„Bist Du da daheim?"

„Ja."

„Wem gehörst Du?"

„Dem Hofbauer."

„Wie heißt man ihn?"

„Den Xander."

Mit einem Sprung war der Mann vom Kütschle herunter, er hatte hohe glänzende Stiefel an.

„Komm Kind", sagte er, „ich fahre Dich nach dem Hof Deines Vaters."

Ich konnte kein Wort herausbringen. Er nahm mich um den Leib und hob mich wie einen Ball auf das schöne Kütschle, sprang wieder hinauf, und hui! fort ging's wie geflogen. Mir war, wie wenn ich ins Märchenland gebracht wäre vom Prinzen, der die Gänsemagd holt und in sein Schloß bringt von lauter Gimgold, Diamanten und Perlen.

Der Mann fragte mich, wie alt ich sei, ich sagte: ich geh' ins Dreizehnte: „Du bist noch klein," sagte er, er faßte meine Hand und sagte: „Deinen Fingern nach wirst Du aber noch groß, kannst so groß werden, wie Dein Vater."

Diese Prophezeiung — und sie ist wahr geworden — hat mich sehr gefreut, denn ich bin gar nicht gern so klein gewesen.

Ich fragte den Mann, warum er eine grüne Brille auf habe und als er mir erklärte, daß er schlimme Augen habe, erzählte ich ihm, ich hätte auch schlimme Augen gehabt, aber die Bötin Cordula, die man auch das Wochenblättle heißt, habe sie mir dadurch geheilt, daß ich ein frisch gelegtes Ei, so lang es noch warm ist, auf die Augen legen mußte. „Das werde ich auch thun. Ich danke Dir", sagte der Mann.

Ich hatte alle Angst verloren und mich von Herzen gefreut, daß ich auch schon einen Menschen heilen konnte und einen so vornehmen. Ich sagte auch noch, daß ich mir die Augen mit Wasser von gekochter Eichenrinde wasche.

Ja, meine Augenheilung hat schon früh angefangen.

Ich wurde nun ganz vertraut mit dem Mann und fragte ihn, woher er den Schnitt im Backen habe, der fast vom Ohr bis zum Mundwinkel ging; er lachte — aber der Backen that nicht mit beim Lachen — und er sagte: da sei einmal eine Pistolenkugel durchgefahren. Ich sah mir den Mann noch einmal an, der schon einmal fast erschossen gewesen ist.

Als wir den Berg hinauf fuhren gegen unsern Hof, mußte ich dem Mann meine Schulhefte zeigen; er lobte mich, daß ich so schön schreiben könne, ich sagte, kopfrechnen könne ich noch besser. Er stellte mir nun Aufgaben, ich brachte sie alle heraus und er sagte:

„Du bist ja ganz geschickt und hübsch bist Du auch.“

Ja, ich war doch noch ein Kind, aber es giebt nichts Schlimmeres als einem Kind so etwas zu sagen. Die Schlange im Paradies hat gewiß auch zu der Eva gesagt: O wie schön, wie wunderschön bist Du! Sie hat freilich damals noch nicht sagen können: Du bist schöner als die und die — und das macht die Schmeichelei erst recht süß.

Fünftes Kapitel.

Wir hielten am Hof an, der Vater sah aus dem Fenster und rief:

„Ei, was kommt denn da?“

„Kennst Du mich denn nicht mehr?“ entgegnete der Mann.

„Ei, mein Herr Rittmeister“, rief der Vater und kam heraus, brachte einen Stuhl zum Absteigen und hielt den Hut in der Hand, aber der Rittmeister lachte: „Alter Kamerad! Laß' den Stuhl, ich kann noch voltigiren. Aber eh' ich absteige, muß ich Dich um was bitten. Schenk mir Dein Kind da. Wir haben keine Kinder und just ein solches möcht' ich.“

„Der Herr Rittmeister machen gnädigen Spaß,“ sagte der Vater und lachte. Er hob mich herunter und streichelte mir die Backen, was er sonst noch nie gethan hatte.

Ich stand auf dem Boden, wie wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Also das ist der Rittmeister vom Vater, und ich bin hübsch! Ich ging ins Haus, in unsere Kammer, stieg auf die Bank und betrachtete mich im Spiegel. Ich habe mir die Backen

gestreichelt, ja, ich bin hübsch und gescheit bin ich auch und eine Bauernprinzessin dazu.

Ich hörte den Vater mit dem Rittmeister in der Stube. Ich zog mich in der Kammer schnell aus, wusch mich und rieb mich und zog meine schönen Kleider an, die von der Hochzeit meiner Schwester. Die Mutter kam und fragte: „Was ist das?"

„Ja Mutter, ich muß mich doch anders anziehen vor so einem großen Herrn."

„Ob das ein großer Herr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls brauchen wir vor ihm nicht anders zu sein, als wir sind."

Ich ging nun auch mit der Mutter in die Stube, da sagte der Rittmeister:

„Xander, entweder sagst Du auch Du zu mir oder ich sag' Sie."

Der Vater schaute vor sich nieder, und der Mann fuhr fort:

„Also ich sage Sie und wir sind doch gut Freund. Aber bitte, nennen Sie mich nicht mehr Rittmeister; ich will nicht mehr so heißen. Sie kennen doch meinen Namen."

„O gewiß!" sagte der Vater, „da sehen Sie, er steht mir und den Meinen täglich vor Augen."

Er zeigte ihm den an der Wand hängenden Abschied, unter dem der Name des Rittmeisters stand.

O! Wenn wir damals gewußt hätten, warum der Mann so bescheiden und zuthunlich ist.

Es hat eben so kommen müssen ....

Die Mutter fragte auch, warum er eine grüne Brille trage; er sagte, er habe schlimme Augen; er spreche aber nicht gern davon, denn sobald er davon rede, thäten ihm die Augen weh. Das hatte nun die Mutter mit ihrem Leiden ganz ebenso und der Rittmeister wußte ihr noch zu sagen, wie sie leide und das nicht merken lasse. Die Mutter sah den Vater an, wie wenn sie sagen wollte: Das ist einmal ein Feiner, der versteht mein Leiden besser als alle Doktor. Die Mutter betrachtete den Rittmeister wie Einen, der weissagen kann.

Der Rittmeister that nun doch die Brille herunter und er hatte Augen so schön wie ein blauer Stein, auf den die Sonne scheint; ich kann gar nicht sagen wie schön. Er ging mit dem Vater in den Stall, und die Mutter sagte jetzt:

„Komm, wir wollen doch unser Sonntagsgewand anziehen, dem Manne zu Ehren.“

Der Vater ließ vom Stall herauf sagen, er gehe mit dem Herrn Rittmeister in den Wald, und nun wurde gekocht und gebraten, unsere Stube frisch gekehrt und ein spiegelhelles Tischtuch aufgelegt, da war eine Jagd hineingewoben und das war noch von der Aussteuer der Großmutter her. Die Mutter nahm den Soldatenabschied des Vaters von der Wand und putzte ihn frisch.

Die Männer kamen wieder, und beim Essen sagte der Rittmeister: „Ja, lieber Freund, Sie sind einer der glücklichsten Menschen auf der Welt. Sie haben ein volles Haus, eine brave Frau und ein gesundes Kind. Ich wollt', ich wäre so ein Bauer wie Sie."

Der Vater streichelte das glatte Tischtuch und nickte vor sich hin, und die Mutter sagte: „Es ist Dankes werth, wenn man einmal wieder hört, wie gut man's eigentlich hat; man vergißt es so leicht. Freilich, es ist auch Manches uneben. Auf der Welt ist Alles Berg und Thal, hat mein Vater immer gesagt, der war zwei und dreißig Jahr Stabhalter, was man jetzt Bürgermeister heißt."

„Mit Verlaub, Herr Rittmeister," fragte der Vater, „sind Sie blos gekommen, um mich zu besuchen?"

„Das ist recht, daß Du . . ., daß Sie so gradaus fragen, und ich sage auch gradaus: Nein, nicht deßwegen allein. Ich hörte, daß Sie Ihren Hof an den Staat verkaufen wollen oder auch nur den Wald. Ich bin jetzt auch Geschäftsmann, ich muß doch was zu thun haben; ich gebe immer zweihundert Gulden mehr als der Staat bietet. Jetzt aber sage ich: Aendern Sie nichts, bleiben Sie auf Ihrem Grund und Boden, da sind Sie der echte Freiherr." Er erzählte nun, daß er mit dem Bauer vom Himbeerhof Geschäfte mache, der sei ein Spekulant, aber wo Verdienen sei, sei auch Verlieren. Sie hätten jetzt mit einander eine große Lieferung von Bahnschwellen übernommen.

„Schwellen könnte ich auch liefern," sagte der Vater und der Rittmeister bestätigte:

„Ja wol könnten Sie das. Ihre Bäume haben Moosbärte, die muß man rasiren. Bäuerin! Ihre Vorfahren müssen rechtschaffene und reiche Leute gewesen sein, daß sie Euch einen solchen Wald hinterlassen haben. Sie wissen gar nicht, was für ein todtes Kapital in Ihrem Walde steckt."

Es wurde spät, ich mußte ins Bett, aber ich mußte noch lang denken: was ist denn das, ein

todtes Kapital? Ist das vielleicht ein vergrabener Schatz, den man unberufen und ohne Wort Nachts um Zwölf ausgraben muß, wenn der Mond scheint?

Ich hörte wie der Rittmeister endlich aufstand, ich hörte was von einem Rappen, und zuletzt sagte die Mutter, der Herr Baron solle doch wieder kommen und seine Frau mitbringen und solle uns auch was verdienen lassen, so gut wie den Himbeerbauer. Was er darauf gesagt, hörte ich nicht, nur das:

„Ich hab also Euer Versprechen, Ihr verkauft nicht ohne mein Angebot. Nun lebt wohl und grüßt mir Euer schönes Töchterlein. Wie heißt es denn?“

„Brigitta,“ rief ich aus der Kammer. Die Männer lachten und die Mutter schalt. Bald rollte es vor dem Hause, dann war Alles still.

Sechstes Kapitel.

Am andern Tag stand ich unter dem Vordach beim Ronymus, der das Pferdegeschirr frisch schmierte; er sagte mir, der Rittmeister habe ihm einen goldenen Dukaten als Trinkgeld beim Pferde=

kauf gegeben, und wenn der Rittmeister noch Soldat wäre, zu dem möchte er sich freiwillig ins Regiment melden.

Als wir noch so beisammen standen, kam der Schmaje daher, das war der Jude, zu dem der Vater gutes Vertrauen hatte, der verstand Alles, und der Vater ließ ihn gern was verdienen; er wußte was der Vater brauchte und brachte immer das Beste. Er fragte den Ronymus, was der Rittmeister für den Rappen bezahlt habe.

„Und wenn ich mehr sage, glaubst Du mir's auch?"

„Du kannst nicht mehr sagen, als wahr ist," sagte der Schmaje, „Du bist eine ehrliche Haut."

Der Ronymus ließ sich aber zu nichts bringen, er habe keinen Auftrag, und durch Schweigen verrede man sich nicht.

„Gescheit ist er und ein ehrlicher Dienstbote," sagte der Schmaje, zu mir gewendet.

Der Vater kam herbei und fragte den Schmaje, ob er den Wechsel einkassiren wolle, den der Rittmeister da gelassen habe. Der Schmaje war bereit, gleich baar auszuzahlen, er habe Geld bei sich, und wie er den Wechsel sah, sagte er, er kaufe den

andern Rappen, er brauche einen und gebe eine Carlin mehr. Der Vater schlug ein. Sie gingen mit einander in die Stube, ich ging mit. Der Schmaje sagte nun, er habe gehört, der Vater wolle den Hof verkaufen an den Staat; das Gesetz verbiete den Juden beim Güterhandel auch nur als Vermittler sich zu betheiligen; er könne aber vielleicht doch unter der Hand helfen. Freilich beim Förster Jorns sei nichts zu machen, aber vielleicht erfahre man vorher, wer das Gut abschätze, und der Staat habe ja Geld genug. Er sah den Vater dabei pfiffig an, der aber sagte nichts und deutete nichts. Nun kam die Mutter hinzu, und der Schmaje sagte, er wisse ein Gut im Breisgau, da seien, wie man im Sprichwort sagt, alle fünf W bei einander: Wasser, Wiese, Weizen, Wald und Wein, und noch ein sechstes dazu, ein großes schönes Wohnhaus, wo man keinen Nagel einzuschlagen habe, und noch ein siebentes drein, Alles um den halben Werth.

„Ich verkaufe gar nicht," sagte der Vater, „ich weiß nicht, was das ist; es ist wie wenn die Vögel übers Land geflogen wären und überall verkündet hätten, was doch nicht wahr ist."

„Was nicht wahr ist, kann wahr werden,“ sagte der Schmaje und sah dabei die Mutter an. Diese meinte, man könne doch einmal gelegentlich nach dem Gut im Breisgau sehen. Der Schmaje bat nur noch, dabei nichts von ihm zu sagen, denn es liege schwere Strafe drauf, wenn ein Jude dabei mitthue; er glaube aber so sicher als wenn's verbrieft wäre, daß solche Ehrenleute, wie die vom Schlehenhof, ihn dann nicht unbelohnt lassen.

Die Mutter fragte noch, wie es denn beim Rittmeister aussehe, und der Schmaje erzählte: er wohnt in einem Hause, das ist ein kleines Schloß, ein Gitter rings herum wie Lanzen, die Spitzen sind vergoldet; im Hause geht man auf doppelten Teppichen, jedes Fenster ist aus einer einzigen Glasscheibe, der gewölbte Stall ist ein wahres Meerwunder, die Gäule fressen aus Krippen von weißem Marmelstein. Der Rittmeister habe seinen Stand aufgegeben — man rede da allerlei — um die Geschäfte seines verstorbenen Schwiegervaters, des reichen Bankiers in der Hauptstadt, zu übernehmen. Die Einen sagen, er habe Hunderttausende geerbt, die Andern meinen, es sei gar nichts da gewesen als faule Geschäfte, die der Rittmeister jetzt wieder

gut machte in Gemeinschaft mit dem ehemaligen Advokaten Schaller.

„Was? Mit dem Bergschinder läßt er sich ein?" rief der Vater, „das gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht," sagte der Schmaje, „der Schaller ist der ärgste Judenfeind, ein wahrer Haman. Aber der Rittmeister ist Manns genug für ihn, der ist so durchtrieben wie vornehm."

Als der Schmaje auf dem Rappen davon ritt. sagte der Vater:

„Ich stehe fest. Es ist jetzt auf Einmal, wie wenn sich die ganze Welt um mich reiße."

Und so war's auch.

Am Samstag kam die Cordula, das Wochenblättle. Sie hatte ein Eselsfuhrwerk, und dem Esel muß es auf unserm Hof besonders gut geschmeckt haben, denn er hat immer geschrieen, daß es ist im Wald ringsum widerhallt. Die Cordula handelte mit Butter und Eiern und hatte viel mit meiner Mutter allein zu reden; sie fuhr jede Woche nach der Stadt und hat uns auch Zucker und Kaffee und Salz mitgebracht, sonst brauchten wir nichts von der Welt draußen. Sie erzählte auch, was in der Welt vorging, und jetzt berichtete sie, sie habe unterwegs

im Stern-Wirthshaus eingekehrt, da sei der Rittmeister gewesen mit seiner schönen Frau, die sei daher geritten auf einem Schimmel und habe ein langes blaues Kleid an und eine Feder auf dem Hut. Man habe in der Stube vom Schlehenhof gesprochen, und da habe Jedes mitgethan, den Mann und die Frau und das Kind und Alles zu loben, so daß die Baronin gesagt habe: die muß ich auch einmal sehen.

An diesem Samstag ist auch was Neues geschehen. Der Barbier kam, und der Vater, der sonst ganz glatt im Gesicht war, hat sich einen Schnurrbart stehen lassen, er hat vor seinem Rittmeister wieder Soldat sein wollen.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart vom Vater war schon so groß, daß er ihn hat zwischen die Finger nehmen können, da kam eine zweispännige Kutsche auf unserm Hof angefahren. Auf dem Bock saßen zwei Diener, die hatten weiße Handschuhe an und weiße Glanzröcke und Kokarden am weißen Hut. Unser Rapp war

neben einem andern eingespannt, er sah jetzt viel vornehmer aus und wieherte, wie er gegen den Stall kam.

In der Kutsche saß der Rittmeister und neben ihm eine Frau, sie hatte einen Hut mit einer gebogenen Feder und vorn lag ein todter Vogel.

Sie kam in die Stube, ich stand in der Ecke am Ofen und zerbiß mir fast meine Schürze vor dem Märwunder. Sie hatte einen Schleier mit goldenen Sternchen vor dem Gesicht, den hob sie jetzt auf, o wie schön war sie! Sie zog den Mantel aus, sie hatte ein goldbraunes Seidenkleid, sie that den Hut ab, sie hatte eine blaßrothe Schleife im Haar, und wie sie am Fenster stand und die Sonne auf das braune Haar schien, da meinte man, es brennt im Feuer.

Die Mutter konnte gar nicht genug sagen, wie sie sich freute, daß die Frau auch zu uns gekommen ist. Die Rittmeisterin — man hat aber zu ihr Frau Baronin gesagt — wischte sich mit einem feinen Tuch übers Gesicht. O wie hat das Tuch gerochen, die ganze Stube ist voll davon geworden. Sie machte das Fenster auf und sagte, es sei hier so eingesperrte Luft. Sie hatte eine Stimme fast wie die Cordula, so eine halbe Mannsstimme.

Die Mutter fragte, wer der Frau den Schabernack gespielt und ihr einen todten Vogel auf den Hut gesteckt habe. Die Frau lachte, es war kein gutes Lachen, aber sie faßte sich schnell und sagte: „Liebe Bäuerin, das ist jetzt Mode."

Die Mutter zuckte die Achseln, rief mich an und sagte: „Gieb der Frau Baronin eine schöne Hand."

„Lassen Sie, ich kann Kinder nicht leiden; kann sein, weil ich selber keine habe. Liebe Schlehhofbäuerin, ich bin auch gradaus wie die Bauern; wer mir das übel nimmt, soll's übel nehmen, ich sag's offen, ich kann Kinder nicht leiden."

Das sagte die vornehme Frau in meinem Beisein und lachte dazu, wie wenn das was Lustiges wäre.

Von jener Minute an habe ich einen Aberwillen gegen die Frau bekommen, ja einen Groll, ich hätt' sie vergiften können. Um so lieber hatte ich den Rittmeister, der zog den Handschuh aus und streichelte mir die Backen. O! Was für eine zarte Hand war das!

Die Mutter dachte nicht mehr dran, daß die Baronin von Kindern nichts wissen wolle; sie er=

zählte ihr von meinen verstorbenen Geschwistern und zeigte die eingerahmten Kränze an der Wand, da waren die Namen meiner Brüder und Schwestern schön eingeschrieben und tröstliche Bibelsprüche dazu.

Der Vater klagte dem Rittmeister, daß ein Gaul krank sei, und sie gingen mit einander in den Stall. Die Mutter führte die Baronin durchs ganze Haus und zeigte ihr Alles, das viele Weißzeug und die vielen Betten, es war noch viel da von der Großmutter her und vielleicht noch von früher.

O, wie war Alles so voll und wo ist das Alles hingekommen . . .

Als nun meine Eltern und der Rittmeister und seine Frau um den schöngedeckten Tisch saßen, frug der Rittmeister:

„Nun, Leontine, nun bist du doch bekehrt?“

„Wie so bekehrt?“ frug die Mutter.

„Ja, Ihr lieben Freunde, ich habe meine Frau mitgenommen, damit sie einmal echte ehrenfeste Bauersleute kennen lernt. Sie hat bisher einen Widerwillen und Aberglauben gehabt; sie hat immer gemeint, unter den Bauersleuten gehe es gar wüst her. Jetzt sieht sie, wie schön es ist auf so einem

grundfesten ehrenhaltigen Bauernhof. Freilich, liebe Leontine, so wie hier giebts nicht viel."

„Ja, ich bin bekehrt," sagte die Baronin und machte einen heiligen Blick, wie ein Kind, das eben von der Firmung kommt, und als sie ihre Hand mit den feinen langen Fingern auf die Hand der Mutter legte, sagte der Vater:

„Ja, Frau Baronin, das Bekehren ist von beiden Seiten: auch meine Frau —"

„Du wirst doch nicht," wehrte die Mutter ab, die Flammen schlugen ihr aus dem Gesicht, aber der Vater fuhr fort:

„Ja, und meine Frau hinwiederum hat gemeint, die vornehmen Leute, die so schriftdeutsch reden, meinen's nicht ehrlich."

Es war lustig, hin und her neckte man sich und der Vater sprach aus seinem Schnurrbart heraus viel freier als je. Der Rittmeister hatte heute keine Brille auf, und die Mutter fragte, ob seine Augen wieder ganz gesund wären.

„O nein," sagte er, „aber meine Frau will's nicht leiden, daß ich kranke Augen habe."

Die Baronin sah ihren Mann mit einem bösen Blick an und sagte:

„Ja, die gute Bäuerin hat mir ihr schweres Leiden erzählt, und da sieh sie an, wie sie's trägt. Die Männer, die uns die Schwachen heißen, können keinen Schmerz verwinden; da sind wir Frauen viel stärker. Nimm Dir ein Beispiel an dieser einfachen Bäuerin. Von heut an darfst Du mir nicht mehr ächzen und krächzen. Ich will's nicht mehr hören."

Sie sagte das fast lachend, und der Rittmeister biß sich auf die Lippen.

Beim Abschied wiederholte die Baronin dankend, wie wohl es ihr bei uns gefallen habe. Sie gab dem Vater und der Mutter die Hand, mir nicht.

Als sie weggefahren waren und der Vater die feine Frau lobte, da sagte die Mutter:

„Das ist eine böse, bitterböse Frau. Sie hat keinen geraden Blick."

„Sie schielt doch nicht?"

„Nein, hat aber doch keinen geraden Blick. Wie hat sie ihren Mann vor unseren Augen abgetrumpft, und er kann doch nicht vor uns Streit haben. Die hält's für eine Schande krank zu sein, weil sie gesund ist. Und wie ist ihr der gute Mann so unterthänig! Er hat ihr die Händ' unter die Füße ge-

legt. Wie sie in der Kutsche gesessen ist, hat er ihr die Füße in eine Decke gewickelt — ich hab's gesehen, sie hat goldenen Hufbeschlag an den Absätzen — und da hat er noch gefragt: Ist's so recht, Schatz? Und sie hat sich nicht einmal bedankt."

Achtes Kapitel.

Von jenem Tage an war die Herzeinigkeit zwischen meinen Eltern geschwunden, und zuerst bin ich selber schuld gewesen.

Der Rittmeister kam wieder und sagte mir einmal, er wolle mir ein Geschenk zu meiner Firmelung machen, ich solle mir was wünschen. Die Mutter verbot mir, ein Geschenk anzunehmen; der Mann sei nicht verwandt mit uns und nicht mein Gevatter, und wir seien überhaupt keine Leute, die sich was schenken lassen. Der Vater sagte aber, das sei eine Ehrensache, die vornehmsten Leute nehmen Geschenke von Fürsten, und er verstehe überhaupt besser, was sich in der Welt schicke. Ich war natürlich auf Seite des Vaters, und als der Rittmeister wegen der Schwellenlieferung wieder da war, habe ich mir eine

goldene Kette gewünscht, eine feine dünne, fünfmal um den Hals gewunden. Ich habe sie bekommen, und was noch das schönste gewesen ist, daran war ein Schloß und darauf war mein Name Brigitta mit erhabenen Buchstaben in Gold. So etwas hat kein zweites Kind gehabt, und ich war noch stolzer darauf als auf meine schönen Kleider an der Hochzeit meiner Schwester. Ich war fast bös auf meine Mutter, weil sie sagte: man kann einen auch mit einer goldenen Kette erwürgen.

Und doch ist das fast wahr geworden.

Meine Mutter wurde immer mißmuthiger und griesgrämiger und der Vater immer lustiger, und ich war auch gern lustig. Es war immer viel baar Geld im Haus und baar Geld lacht und der Vater lachte auch, wenn er Gold und Silber auf einander häufelte. Vielleicht hat's auch die Mutter nicht erfahren, ich wenigstens weiß nicht, woher das Geld damals kam. Die Mutter wollte, er solle davon lassen, er passe nicht zum Geschäftsmann; sie meinte, man müsse dem Förster Jorns Bescheid sagen, wie versprochen worden. Der Vater meinte aber, der Staat laufe ihm nicht davon, und er verschob den Gang zu Jorns von Monat zu Monat.

Als es hieß, daß der Staat ein Hofgut weiter oben gekauft habe, sagte der Vater: „sie müssen schon noch zu mir kommen, sie können nicht über mich hinüber, ich liege ihnen im Weg.“ Das hat er uns auf einer Revierkarte gezeigt, die ihm der Rittmeister einmal gebracht hatte.

Die Mutter sagte: es kann Dir noch gehen wie dem Aussichtler. Das war nämlich ein kleines Männchen, das vordem brav und fleißig auf einer Anhöhe als Uhrgehäusmacher gelebt hatte, und seine Frau soll die schönste Frau weitum gewesen sein. Nun kamen mehrmals Leute zu ihm, die haben die Umgebung ausgemessen, auch vornehme Frauen sind gekommen und Alle haben gesagt, hieher müsse sich die Fürstin ein Schloß bauen, denn da sei die schönste Aussicht und die beste Luft im ganzen Land. Von da an war das Männchen närrisch geworden, hatte nichts mehr gearbeitet und immer auf die Leute gewartet, die ihm die schöne Aussicht abkaufen. Die Frau ist gestorben und der Mann sah Jeden darauf an, ob er nicht seine schöne Aussicht kaufe.

Als meine Mutter das von dem Aussichtler sagte, schlug der Vater mit der Faust auf den

Tisch, plötzlich aber lachte er und sagte: „Da wär' ich ja schon närrisch, mich darüber zu erzürnen; ich hab' meinen gesunden Verstand und behalte ihn." Ja, er hat sich viel darauf eingebildet, daß er gescheit sei, und der Rittmeister hat es ihm noch mehr eingeredet.

Der Vater ist viel hin und her gefahren, die Mutter hat ihn auch einmal begleitet; aber einmal und nie wieder. Als sie heim kam, klagte sie, das sei ja, wie wenn die ganze Welt zu verkaufen wäre und man immer nur zu schmausen hätte. Wegen des Bergschinders, den sie auch getroffen hatte und mit dem der Vater gut Freund war, hat's arge Händel gegeben. Der Vater hat gesagt, die Mutter sei zu einfältig; er verstehe jetzt, was für ein Wohlthäter der Schaller sei, der Güter und Wälder aufkaufe und die Aecker losschlage, damit die armen Leute auch zu was kommen können.

Von da an hat die Mutter nichts mehr drein geredet.

Der Vater, der sonst Monate lang nicht vom Hof weg kam, ist nun keine drei Tage nach einander mehr daheim gewesen, da ist immer gefahren und geritten worden. Sonst sagte der Vater kein Wort

über das Essen, jetzt hat's ihm daheim nicht mehr geschmeckt, und die Mutter war darüber so traurig, daß sie selber kaum mehr was über den Mund brachte.

Sonst hatten wir kaum vom Landbriefboten gewußt, jetzt kamen Boten mit Briefen und Telegrammen, täglich zweimal, auch dreimal. Anfangs bewirthete die Mutter die Boten, wie es der Brauch ist; nachher hat sie's unterlassen, die Leute kamen zu oft, da müßte man's ja haben wie in einem Wirthshaus, und der Vater hat auch gesagt, das Aufwarten sei nicht nöthig.

Wenn der Vater daheim blieb, war er nicht recht daheim, er ist unruhig in der Stube hin- und hergegangen, hat das Fenster auf- und zugemacht, ist vor das Haus und wieder hinein, er hat eben immer auf etwas gewartet.

Im Winter haben wir so viel Holz geschlagen wie noch nie, die Leute aus der Umgegend haben viel Geld verdient, der Aussichtler war auch dabei, man ließ ihm gern was zukommen; aber auch viel Leute aus der Fremde hatten wir bei der Arbeit, Männer aus allen Ländern, mit Weibern und Kindern, die im Sommer an der Eisenbahn gearbeitet

haben. Sie haben in unseren Scheunen und Ställen gewohnt, es war viel wildes Volk, und auf unserm Hof war's wie in einem Zigeunerlager.

Ringsum krachte und polterte es immer, und auf dem Schnee wurden die Stämme zu Thal geschleppt, hundert und hundert, mit unseren eigenen Rossen; das ging vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, und aus dem Mund des Vaters hörte man nichts als Befehlen und Rechnen.

Die Mutter fragte, freilich gar scheu, wie es denn sei, ob der Förster Jorns dazu gestimmt habe, und ob nicht bald mit ihm abgeschlossen werde.

„Ja," sagte der Vater, „jetzt braucht man die Forstleute noch nicht zu fragen; aber sie wollen ein Gesetz bei den Landständen machen, daß wir nicht mehr Herr über unser Eigenthum sind. Sie sollen's machen, derweil schlage ich meinen Wald, und der Staat muß nachher doch kommen und mir den gleichen Preis für den leeren Boden geben, den er mir mitsammt dem Wald dafür hat geben wollen." Er erklärte des Weiteren, wie später nach dem Gesetz das Holz viel theurer werde; drum schlage man's jetzt, und das Holz werde nicht altbacken, im Gegentheil immer besser.

„Nimm es geduldig auf, wenn ich einfältig frag'," entgegnete die Mutter, „da könnte man jetzt das Holz auch stehen lassen, es bleibt im Werth und wächst noch zu."

„So fragen viele Leute, die sich noch für viel gescheiter halten als Du. Später darf man nur so viel schlagen, als eben die im grünen Rock einem zumessen. Wer dann Vorrath hat, ist oben auf."

Die Mutter war zufrieden und fragte nur noch:

„Traust Du dem Rittmeister in Allem?"

„So gut wie Dir. Dem kann man blindlings folgen, der hat die Augen offen. Sei nur ganz ohne Sorge und laß Dir von Niemand was einreden."

„Du bist der Meister," sagte die Mutter, „ich red' nichts drein."

Und so hat sie's gehalten.

Im Frühling war viel Geld in unserm Hause, aber der Vater hat's nicht brach liegen lassen, er hat mit dem Rittmeister einen Wald im Bayerland gekauft, durch den die Eisenbahn kommen muß. Der Rittmeister hatte das ausgekundschaftet. Es hat geheißen, man muß nur warten.

Neuntes Kapitel.

Der Vater hat sich eine Kutsche angeschafft, die Mutter hat sich nie hineingesetzt, manchmal hat der Ronymus kutschirt, meist aber der Vater. Zuweilen hat er auch mich mitgenommen; er ist, wie es scheint, doch nicht gern allein gewesen. Als wir an dem Weger vorbeifuhren, der auf der Straße Steine klopfte, that der, als ob er die Mütze abziehen wollte, er kratzte sich aber nur hinterm Ohr und glotzte uns verwundert an.

An der Straße, hoch oben gegen den Bodensee, steht im Wald ein einsames Wirthshaus, dort trafen wir den Rittmeister, bald kam auch der Schaller. Er grüßte den Rittmeister sehr unterthänig, meinen Vater nur so leichthin, er ging in der Stube auf und ab, fuchtelte mit seiner Reitgerte und schlug sich auch manchmal damit auf seine hohen Stiefel. Er hatte ein ehrbares Ansehen, rund und behaglich, er war schon bei Jahren, aber noch hurtig; er schmatzte immer, wie wenn er einen Leckerbissen auf der Zunge hätte. Als er mich sah, sagte er zum Vater:

„Das ist also Ihr einzig Töchterle? Ich wollt', ich hätt' auch so eins. Verheiraten Sie sie nicht, bis mein Sohn wieder aus Amerika heimkommt, dann soll sie meine Tochter werden."

War das nicht ein prächtiger Mann? Ein Wohlthäter? Und auf diesen Mann hat die Mutter alle Schimpfworte geworfen! Ja, dachte ich, der Vater versteht die Menschen viel besser als die Mutter.

Der Schaller erkundigte sich beim Wirth, ob Niemand nach ihm gefragt habe. „Ja, der Geldwälzer" hieß es, und man rief einen verkommenen Bauer, der immer gern schmarotzte, wo es was zu essen und zu trinken gab. Man sagte ihm nach, er habe sein Gütchen für baares Geld verkauft, für lauter harte Thaler, die hat er auf den Boden gestreut und sich drauf herum gewälzt. Daher hatte er den Namen, aber vom Geld hatte er nichts mehr.

Ich hörte nicht, was die Männer mit einander redeten, aber der Vater stand auf und sagte:

„Da bin ich der Mann. Zu der Haue kann ich den Stiel finden. Ich bin mit dem Heckenbauer weitläufig verwandt. Was da zu machen ist, mach' ich."

Als der Rittmeister den Vater lobte, lachte der

Vater übers ganze Gesicht und ging davon. Ich wollte mit ihm, aber er nahm mich nicht mit; ich mußte allein in dem einsamen Wirthshaus warten.

Ich ging vor das Haus, saß auf der Bank und hörte die drei Männer drin lachen und lärmen.

Ich sitze da und sehe neben mir eine große Spinne, sie hockt mitten im Spinnweb, eine Fliege kommt daher, sie ist gefangen; sie hat wol gemeint, da sei nur Luft, da sind aber feine Fäden. Die Fliege zappelt, kann aber nicht los; sie greift mit den Füßen um sich und über sich, sie kommt nicht los. Die Spinne spürt gewiß, daß sie was gefangen hat, es zittert ja Alles und wer weiß, was sie denkt, sie wartet aber still; die Fliege ist ruhig, die Spinne kommt auf einem Leitseil daher, die Fliege fängt wieder an zu zappeln, die Spinne macht sich fort und wartet wieder und wartet, bis die Fliege sich kaum mehr regt, dann umspinnt sie sie, saugt sich an ihr fest und saugt sie aus.

Damals auf der Bank ist mir's auf einmal aufgegangen: der Rittmeister oder der Bergschinder, das ist die Spinne, und mein Vater ist die Fliege.

Als ich noch so dachte, kam mein Vater daher, und bei ihm war der Heckenbauer und der Schmaje.

Ich ging auch mit ihnen in die Stube. Als wir hinein kamen, jagte der Schaller den Schmaje fort und rief: „Wenn Du nicht gehst, zeig' ich Dich an, Du Jud darfst nicht beim Güterhandel sein.“

Der Schmaje ging und murmelte etwas wie einen Fluch; der Schaller lachte — er machte immer die Augen ganz zu, wenn er lachte — und erklärte, das sei ein Hauptspaß, den Schmaje könne man hin und her zwacken wie man wolle. Die Männer gingen mit dem Heckenbauer in eine Nebenstube, ich hörte Hände zusammen schlagen; die Sache schien fertig. Die Männer kamen wieder heraus, der Schaller steckte ein großes Papier in die Brusttasche, und jetzt ward Weinkauf getrunken. Der Geldwälzer trank am meisten.

Es war bald Nacht, unser Fuhrwerk war angespannt, und als wir aufsteigen wollten, kam der Rittmeister und sagte dem Vater, er habe nun Theil an dem Geschäft mit dem Heckenbauer, er wolle ihm den Gewinntheil abkaufen und baar zahlen. Der Vater dankte und sagte, er sei der Mann, um in Gewinn und Verlust voll mit dabei zu sein.

Wir fuhren fort, und der Vater pfiff unterwegs seine Soldatensignale vor sich hin. Plötzlich wurden

wir angehalten, der Schmaje stand da. Er sprach gar eindringlich in den Vater hinein und warnte ihn vor der Räuberbande, in die er gerathen sei.

„Der Schaller besonders,“ sagte er, „spottet über Dich, er heißt Dich nur die Geis, die so mager aussieht und doch viel Fett im Leib hat; er sagt, er wolle Dich ausschlachten mit sammt dem Stall. Und der Rittmeister — er hat sich ausgerittmeistert — der ist grad' so schlecht. Mach Dich los! Das sind Blutegel, das sind Spinnen, die Dich aussaugen;“ — „Ja, Spinnen“, rief ich, und mir fiel ein, was ich heut gesehen. Der Schmaje sagte:

„Da hörst Du's, Dein Kind, Dein unschuldig Kind sagt's auch.“

„Und versteht grad' so viel wie Du; ich muß doch auch dabei sein, wenn ich betrogen werde.“

„O Xander, guter Kerl,“ rief da der Schmaje und weinte fast dazu. „O Xander! Du bist ein aufrichtiger Mensch, Dein Vater war ein aufrichtiger Mensch, Dein Bruder Donatus ist ein aufrichtiger Mensch, ich geh' schon bald dreißig Jahr in Eurem Haus aus und ein. Hier Dein Kind auf Erden und Dein Vater im Himmel sind Zeugen, daß ich Dich gewarnt hab'. Ich will keinen Stern

mehr sehen, ich will mein eigen Kind nicht mehr sehen, wenn ich nicht die Wahrheit rede. Du willst es mit dem Schaller aufnehmen? Weißt Du, was der Schaller Dir gethan hat?"

„Mir? Was?"

„Bei dem können sieben Teufel in die Schule gehen. Er hat, um Dich kirre und zahm zu machen, sich von Dir betrügen lassen. Er hat —"

„Genug! Genug!" unterbrach ihn der Vater, „ich betrüge nicht. Aber sag', was muß ich Dir geben? — ich biete Dir hundert Gulden —, wenn Du das, was Du da sagst, vor dem Schaller und dem Rittmeister wiederholst?"

„Ein Soldat und ein Advokat auf einmal? Das ist mir zu viel," jammerte der Schmaje, „aber nenn' doch den Menschen nicht mehr Rittmeister, er ist mit Schimpf und Schand durch ein Ehrengericht ausgestoßen worden."

Ohne dem Schmaje weiter eine Antwort zu geben, peitschte der Vater den Gaul und fuhr davon; ich sah noch zurück, und da stand der Schmaje und hob die Hände zum Himmel auf. Wir fuhren fort, der Vater pfiff nicht mehr, und ich sagte, der Schmaje meine es doch gewiß gut. Der Vater er=

klärte mir, der Schmaje sei bei all seinem herzlichen Gethue doch eigennützig und habgierig, er wolle ihn doch nur abspenstig machen, weil er keinen Vortheil bei diesem Geschäfte habe und solchen Anderen nicht gönne. Der Vater schärfte mir ein, ich solle der Mutter nichts von dem Vorgefallenen erzählen. „Du bist schon gescheit genug," sagte er, „Dir will ich's anvertrauen, ich hab' auch im Sinn, mich von den Sachen los zu machen und wieder im Alten weiter zu leben; ich muß nur noch das große Geschäft in Bayern und zwei andere abwickeln. Sag' aber der Mutter nichts von Allem, sie ist gar ängstlich und ganz wohl ist sie auch nicht."

In der Nacht hat mich die Mutter geweckt und gescholten: „Was schreist Du denn immer von der Spinne? Es ist ja keine da."

Ich mußte von der Spinne geträumt haben.

Zehntes Kapitel.

Wenige Tage darauf kam der Rittmeister vor unserm Haus angeritten. Sonst war immer ein Reitknecht hinter ihm drein, heut' war er allein;

er erzählte in der Stube dem Vater, daß er den Reitknecht, der vor einigen Tagen unehrerbietig gegen den Vater gewesen, entlassen habe.

Ich ging vor das Haus, da stand der Nonymus auf einer Leiter am Scheunenthor und nagelte einen Geier an. Er erzählte mir, daß er den Geier gestern geschossen habe, wie er just eine Goldammer in den Krallen gehabt, sie sei aber schon todt gewesen. Der Geier war angenagelt, und als der Nonymus auf dem Boden stand, sagte er:

„Weißt Du was ich möcht'? Den Rittmeister möcht' ich so annageln. Das ist auch ein Geier, und Dein Vater ist die Goldammer."

Er hatte das kaum gesagt, da kam der Vater mit dem Rittmeister daher und sagte dem Nonymus, er solle die Pferde satteln und für sich auch eins, er solle hinterdrein reiten.

Der Nonymus schüttelte den Kopf, und der Vater rief voll Zorn:

„Was stehst noch da? Thu, was ich Dir gesagt hab'." Der Nonymus rührte sich nicht vom Fleck, der Vater schrie ihn an, daß die Mutter zum Fenster heraus schaute.

„Bist Du taub? Hörst Du nicht, was ich Dir befehle?"

„Freilich, hab's schon gehört, aber ich thu's nicht. Ihr für Euch verlangt das nicht, und hinter dem da drein reitet der Teufel, der ist Rittmeister von des Teufels Leibgarde."

Der Vater hob die Faust gegen Ronymus, aber der Rittmeister hielt ihm den Arm. Der Ronymus rief:

„Schlag' Du mich, Rittmeister, schlag' mich, dann kommt vor Gericht an den Tag, wer man ist."

Der Rittmeister lachte und redete leise in den Vater hinein, der nun den Ronymus Knall und Fall aus dem Dienst schickte. Als er schon auf dem Pferd saß, sagte er noch:

„Wenn ich heim komm' und Du bist noch da, jag' ich Dich mit der Peitsche und hetze Dich mit Hunden fort."

Der Vater trabte mit dem Rittmeister davon; es war eine Pracht, wie er zu Pferde saß.

Der Ronymus setzte sich auf den Brunnentrog, und das ist das einzige Mal im Leben, wo ich ihn hab' weinen sehen. Er wusch sich dann die Hände und die Augen, und es war fast zum Lachen, wie er zu mir sagte: „Ich wasche meine Hände in Unschuld. O Brigitta, Du und Deine Mutter, Ihr verdient das Elend nicht und Dein Vater verdient's

auch nicht. O, hätt' mich der Rittmeister nur geschlagen! Ich hätt' ihn anpacken sollen, damit wir vor Gericht kommen. Ich bin zu einfältig und feig gewesen."

Ich frug den Ronymus, ob er die Redensarten vom Schmaje habe; er stutzte, als ich das sagte und gestand, daß er vom Schmaje, aber auch von Anderen gehört habe, wer der Rittmeister sei.

Der Ronymus ging fort, meine Mutter, die nicht wohl war und nicht aus der Stube konnte, hat ihn hinauf gerufen; er ist aber nicht zu ihr gegangen, er ist gerades Wegs fort und hat auf einem Schubkarren seine Kiste mit seinen Habseligkeiten fortgeführt; er hat mir keine Hand mehr gegeben und sich nicht mehr umgesehen.

Ein paar Tage drauf, mitten in der Woche, kam der Ohm Donatus. Der Vater war nicht daheim, aber die Mutter sagte, er könne jede Stunde kommeu, der Ohm solle doch warten; er willigte ein und ging durch den ganzen Hof. Als er wieder in die Stube kam, sagte er: „Das sieht schlimm aus, da sind ja die Knechte Meister." Die Mutter ließ das nicht gelten, sie wollte dem Vater nichts von seiner Ehre nehmen lassen. Der Ohm sagte,

er sei nicht gekommen, um Unfrieden zu stiften; er wolle lieber wieder gehen, und so viel er wisse, hätten ja die Eltern Gütergemeinschaft.

„Was willst Du jetzt damit, mit der Gütergemeinschaft?“ fragte die Mutter und bekam einen Blick so traurig, wie gar nicht zu sagen, und der Frost schüttelte sie. Sie frug mich, woher auf einmal Thür und Fenster offen seien und ein so scharfer Luftzug wehe, und es war doch Alles zu. Von damals an hat sich's in ihr gesetzt.

Der Ohm wollte gehen und als er eben die Thür in der Hand hatte, kam der Vater. Er hieß den Bruder willkommen und frug, was vorgehe, daß er mitten in der Woche daherkomme. Der Ohm sprach heftig gegen die Geschäfte und die Genossenschaft mit dem Rittmeister.

„Hat Dir der Schmaje das gesagt?“

„Der auch und Andere dazu. Xander, Du bist nie der Pfiffigste gewesen —“

„Und weil Du mein Bruder bist, nehme ich das gut auf. Just einen Vormund brauche ich nicht.“

Es war nahe dran, daß es argen Streit gab.

Die Mutter — man sah, es strengte sie an — sagte zum Ohm:

„Schwager, es ist recht von Dir, daß Du gekommen bist. Aber weil jetzt mein Mann da ist, darf ich's sagen; er hat mir anvertraut, daß er Willens ist, sich von der Handelschaft los zu machen. Und jetzt ist Alles aus und Friede, und kein Streit unter Brüdern. Jetzt bleib da, Donatus, und iß mit uns."

Der Ohm ist da geblieben, und so weit war Alles gut.

Die Mutter hatte sich zu arg angestrengt, sie mußte sich niederlegen und ist nicht mehr aufgestanden. Sie hat nach der Bonifacia verlangt, und die war auch bald da. Die Mutter hatte verlangt, daß der Vater den Ronymus wieder in Dienst nehme; der Vater hat eingewilligt, aber es war schon zu spät, der Ronymus hatte sich schon nach Ulm verdingt als Kutscher.

Der Vater war lind und gut gegen die Mutter, und sie hat ihn getröstet, so viel sie konnte.

Einmal schickte die Mutter den Vater und die Bonifacia aus der Kammer, ich mußte allein bei ihr bleiben.

„Kind," sagte sie, „ich hab' noch was auf dem Herzen. Du hast damals die goldene Kette von

dem da . . . von dem Rittmeister angenommen; aber laß Dir nie im Leben mehr was schenken, von keinem Menschen. Und halt' Deinen Vater in Ehren. Er ist brav und herzgut, die Schelme haben's leicht mit ihm gehabt. Der Jorns hat's gut gemeint, er kann nichts dafür. O unser schöner Hof! Unser Wald! Lieber Gott! Ich bitt' Dich nur um Eins. Lieber Gott, thu mir nur in der letzten Minute den Gedanken weg an den Rittmeister, daß ich nicht mit einem Fluch auf ihn sterben muß . . ."

Die Mutter ist sanft gestorben. Wie der Vater und ich geweint haben, das kann ich nicht erzählen.

Elftes Kapitel.

Es hat sich erwiesen, daß der Rittmeister in der That seines Ranges verlustig war; ich muß aber doch dabei bleiben, ihn so zu nennen. Er ist nach jenem Ritt mit dem Vater nicht mehr auf unsern Hof gekommen, es scheint, er hat die Geschichte mit dem Ronymus als gute Gelegenheit genommen, um mit dem Vater Streit anzufangen; es war ja nichts mehr von uns zu holen. Wie und warum

nachher der große Rechtsstreit daraus entstanden, das weiß ich nicht und bin nie darüber klar geworden. Ich habe natürlich dem Vater geglaubt, daß er den Prozeß gewinne; daran war gar kein Zweifel. Der Vater fluchte beständig auf den Rittmeister und hatte doch nichts mehr mit ihm zu thun, denn der Rittmeister hatte seinen Rechtshandel an einen Fremden verkauft und war mit seiner Frau nach Paris oder nach Italien gereist.

Ich hatte nur immer den Vater zu beruhigen, er verstand jetzt gar nicht mehr, warum er sich in all das eingelassen; er hatte doch Vermögen genug und nur ein einziges Kind. Er hoffte indeß beständig, daß Alles wieder gut werde, freilich, die Mutter war nicht mehr aufzuerwecken.

Eines Tages kam der Schmaje und sagte dem Vater, ein Prozeß könne doch eben so gut gewonnen als verloren werden; wenn er verloren werde, dann stehe die Gant vor der Thür. Jetzt sei der Vater noch Meister über Alles und darum wolle er mit ihm einen Scheinkauf machen und alle unsere bewegliche Habe kaufen, das Weißzeug und die Betten im Haus und das Vieh im Stall; der Kaufpreis solle stehen bleiben, und wenn der Prozeß gewonnen

werde, solle Alles nichts gelten. Man wäre doch ein Narr, wenn man den Gläubigern die Sache überließe.

„Du bist betrogen worden, warum willst Du der Einfältige sein?“ schloß der Schmaje. Der Vater sagte:

„Das wäre lustig.“

„Das just nicht, und Du sollst mir dafür geben, was Du willst; ich thu's Deinem Kinde zu lieb und Deiner Frau zu lieb.“

„Jetzt ist genug,“ sagte der Vater, ging an die Thür und machte sie weit auf. „Mach', daß Du hinaus kommst.“

„Ich geh' nicht,“ sagte der Schmaje, „ich laß mich von Dir nicht hinaus werfen, Dein Vater vom Himmel herunter leidet das nicht; Dein Vater war ein braver Mann, Dein Bruder Donatus ist ein braver Mann, freilich arg hartherzig, aber doch brav . . .“

„Und darum soll ich schlecht werden? Nein, nein. Wenn ich mein Vermögen wieder bekomme, traue ich keinem Menschen mehr, Dir auch nicht, Schmaje . . .“

„Meinetwegen trau mir dann nicht, trau mir

aber jetzt. Da steht Dein Kind, Dein einzig Kind, willst Du es dahin kommen lassen, daß — Gott behüte — Dein einzig Kind vor fremder Leute Thüren steht und — und ich weiß nicht was, ich wills nicht sagen. Kind, Du bist doch auch schon bei Verstand, hilf mir und hilf Deinem Vater."

„Lieber Hunger sterben, als betrügen," hab' ich da gesagt, ich weiß nicht, woher ich das habe, aber ich hab's gesagt.

Der Schmaje ging fort und ließ die Thüre sperrangelweit offen, der Vater schloß sie. Als wir allein waren, saß der Vater lange stumm da und legte die Faust auf den Tisch, endlich sagte er:

„Der Teufel hat allerlei Boten, aber unser Herrgott auch, er schickt mir den, um mir zu sagen, Du bleibst ehrlich und gewinnst Deinen Prozeß."

Es ist aber doch anders gekommen, der Prozeß wurde verloren. Unser Hof wurde bei Gericht versteigert, der Staat hat ihn gekauft und es hieß, er wird zu Wald gemacht.

Die Gant stand vor der Thür und kam herein.

Männer vom Gericht, ganz fremde Menschen kamen auf unsern Hof und thaten, wie wenn sie da zu Hause wären und nicht wir. Vom Speicher

bis in den Keller und Stall haben sie Alles aufgeschrieben und an die Schränke Schlösser gelegt und große Siegel. Wir durften in die meisten Stuben gar nicht mehr hinein.

Einer von den Gantmännern sagte in der Wohnstube zum Vater: „Euren Soldaten-Abschied kann man Euch nicht nehmen, den behaltet Ihr,“ und als sie meinen Schrank aufmachten, sagten sie: „Was Dein eigen ist, gehört Dir. Den Anhenker da steck' in die Tasche.“ Er gab mir die goldene Kette mit meinem Namen und ich meinte, sie brennt mir in der Hand, aber ich steckte sie doch ein.

Und wieder eines Tages waren Männer und Frauen aus der ganzen Umgegend und auch von weiter her da, auch der Schmaje war da, er kaufte fünf von unseren Rossen und sah den Vater nicht an. In der Stube stellte sich dann ein Mann hinter den Tisch, vor ihm brannte ein Licht, Alles wurde hereingeschleppt, Betten und Weißzeug und was nur niet- und nagellos ist, ward versteigert und beim Zuschlag ward mit einem Hammer auf den Tisch geschlagen.

Die Bonifacia war herauf gekommen und wollte mich mit fort nehmen, ich ging aber nicht vom Vater

weg, ich saß bei ihm auf der Ofenbank und wir sahen Allem zu. Ich fuhr mir oft mit der Hand über die Augen — es mußte doch Alles nur ein Traum sein. Aber es ist wahr. Die fremden Menschen sind da, unsere Sachen gehören ihnen, sie schleppen sie mit fort und lachen dabei. Wie die Bilder mit dem Andenken an meine verstorbenen Geschwister abgehängt wurden und der Ausrufer sagte, die Bilder seien nichts werth, aber die Rahmen, da habe ich laut aufschreien müssen. Es hat Niemand darauf geboten als die Bonifacia, der Ausrufer gab sie ihr und sie sagte, daß sie mir sie aufbewahre.

Jetzt wurde der Soldaten-Abschied des Vaters von der Wand abgenommen, der Ausrufer nahm das Papier heraus und sagte: „Xander, die Schrift gehört Euch, aber der Rahmen gehört der Masse.“ Da stand der Vater auf, nahm das Schriftliche in die Hand, hielt es über's Licht, zündete es an und sagte: „Da steht sein Name. So sollte man den Rittmeister verbrennen.“ Dann ging der Vater hinaus. Ich folgte ihm, er fuhr sich mit der einen Hand immer um den Hals herum, und wie ich ihn an der andern Hand faßte, sagte er: „Ist gut, ist recht, wir bleiben bei einander.“

Wir gingen nicht mehr ins Haus hinein, bis alle Leute fort waren; die Bonifacia kam und bat uns, mit ihr zu gehen, der Vater aber sagte, er gehe zu seinem Bruder, um als Knecht bei ihm zu dienen, es sei doch sein Bruder und dort sein Elternhaus; freilich hätte der Donatus kommen müssen, ihn abzuholen, aber er dürfe nicht mehr stolz sein.

Die Bonifacia mußte heim zu ihrem Mann, ich war mit meinem Vater allein in unsem ausgeraubten Hause; daheim in der Fremde.

Zwölftes Kapitel.

Es wurde Nacht, wir nahmen uns an der Hand und gingen, ich sagte dem Vater, wir müßten jetzt stark und fest sein und nicht mehr zurückdenken und zurückschauen; er gab mir keine Antwort und drückte mir nur die Hand, dann ließ er mich los.

Von jener Minute an hab' ich's gespürt, man muß sich selber aufrecht halten, und ich glaub', ich bin dabei geblieben.

Der Hund kam uns nach, der Vater jagte ihn fort und sagte: „Hab' selber nichts mehr zu essen."

Wir gingen durch den Wald, das ist kein Wald mehr, nichts als tausend und tausend Baumstümpfe und überall sitzen Raben drauf; man hat gar nicht gedacht, daß es bei uns so viel Raben giebt.

Die Sonne ging unter, die Raben flogen auf und krächzten.

„Er darf mir keinen Vorwurf machen," sagte der Vater. „Niemand hat ein Recht dazu als Du. O, ich möcht' nicht zu ihm, lieber betteln gehen von Haus zu Haus und Du kannst sagen: das ist mein Vater, der war einmal ein stolzer reicher Bauer mit hundert und hundert Morgen Wald, und jetzt ist nichts mehr sein eigen als der Bettelstab in der Hand. O Kind, so alt bin ich geworden, so alt, fünfzig Jahre war ich alt, und da hab' ich erst gelernt, daß es grundschlechte, verlogene Menschen auf der Welt giebt."

Ich tröstete den Vater, so gut ich konnte. Der Vater sagte nur: „Ich rauche nicht mehr."

Wir gingen fürbaß, es war noch ein weiter Weg bis zum Ohm. Plötzlich erhob sich ein scharfer Wind und der Vater rief:

„Wind, was willst Du von mir? Such' Dir den Rittmeister, heb' ihn vom Boden, laß ihn zappeln und dann zerreiß ihn in tausend Stücke."

Der Wind riß dem Vater den Hut vom Kopf, und er lachte: „Nimm den Kopf auch mit." Wir suchten den Hut, fanden ihn aber nicht, barhaupt ging der Vater dahin, er litt es nicht, daß ich ihm ein Tuch über den Kopf binde, er sagte, er habe dem Wind den Weg aufgemacht da herein.

Wir hörten Hunde bellen von weit entfernten Höfen. Der Vater sagte: „Sie bellen alle auf mich los. So lang noch mein Wald da war, hat man die Hunde nicht gehört."

Mir zitterte das Herz im Leib, und ich war froh, als wir endlich Licht sahen am Hause des Ohms.

Wir kamen gegen das Haus, die Hunde bellten, ein Fenster ward aufgemacht, und der Ohm fragte: „Wer ist da?"

„Ich bin's, ich will in mein Elternhaus."

„Dein Elternhaus? Es ist nichts mehr Dein. Aber komm meinetwegen nur herauf."

„Komm Du herunter und hol' mich."

„Da kannst Du lang warten."

„Komm fort, komm fort ...“ sagte der Vater zu mir und riß mich fast um. Wir wendeten uns wieder thalab, ich wagte nicht, dem Vater drein zu reden, und er sagte auch:

„Red' nichts, kein Wort! Da drüben liegen meine Eltern — so wenig die aus dem Grabe steigen und wieder ins Haus kommen, so wenig trete ich je wieder über die Schwelle.“

Wir wandern und wandern, und was kommen für Gedanken! Mir fällt jetzt ein, tief drin in dem Elend fällt mir jetzt ein, wie ich einmal die Prinzessin vom Schlehenhof geheißen, ich höre die Musik von der Hochzeit meiner Schwester und die Reitersignale, und mein einziger Wunsch war jetzt nur, daß ich einmal an dem Verderber Rache nehmen könnte.

Wir kamen endlich an unser Dorf, und da draußen saßen wir, bis es Tag ward. Wir zählten die Stunden, die es vom Thurme schlug; dort lag die Mutter und die Schwester im Grab. Gottlob, daß sie das Elend nicht erlebt haben.

Da in den Häusern ruhen jetzt die Menschen, da sind so viele aufgerichtete Betten, die Bäuerinnen thun stolz damit, keine sagt: kommt herein

und wärmt Euch und ruhet aus. Keins denkt, daß da draußen zwei verlorene, verlassene Menschen sitzen. O, die Welt ist unbarmherzig!

Nein, es hat doch Menschen gegeben, die an uns dachten.

Der Vater sagte: „Mir ist so kalt, ich wollt', ich wäre ganz kalt."

Da rief eine Stimme: „Gottlob, daß ich Euch endlich finde," es war der Weger, der auch vom Berg herabkam in seinem alten Soldatenmantel; er nahm schnell die Enzianflasche aus der Tasche und sagte:

„Vor Allem trinken, hat jener Bauer gesagt, wie er sich besinnt, was er in der Stadt zu thun hat. Da, trinket, und jetzt noch einen Schluck. Hat sie wieder einmal recht gehabt, die Bonifacia, hat mir keine Ruhe gelassen, muß vor Tag zu Euch da hinauf zum Donatus und sehen wie's Euch geht. Ja, ich möcht' nicht der Donatus sein . . . Aber jetzt wird nichts weiter geredet, kommt mit heim."

Wir sind mit dem Weger gegangen.

Dreizehntes Kapitel.

O lieber Gott! Es giebt noch Unterschlupf auf der Welt; gute Menschen und warme Stuben.

Der Weger und die Bonifacia nahmen uns auf, wie wenn wir noch die fürnehmen Leute von früher, nur ein Ehrenbesuch wären. Die Bonifacia machte eine Morgensuppe und ließ mich dabei helfen, sie deckte den Tisch mit einem frischen Tuch, rückte dem Vater den einzigen Strohstuhl hin, der in der Stube war, holte aus dem Schränkchen einen silbernen Eßlöffel und sagte: „Das ist das Pathengeschenk, das Ihr dem Ronymus gegeben habt."

„Ich kann schon mit dem blechernen Löffel essen und muß froh sein, wenn was drin ist," antwortete der Vater und stemmte den Löffel auf den Tisch; es ist ihm hart geworden, sich eine Suppe von geringen Leuten schenken zu lassen; er zwang sich aber und aß, und in den ersten geschenkten Löffel Suppe ist eine Thräne gefallen ...

Das war das letztemal, daß er geweint hat, von da an nie mehr.

Als er gegessen hatte, wollte er von seinem

Bruder Donatus erzählen; der Weger meinte, er solle damit warten, aber der Vater gab nicht nach und fragte am Schluß: „Weger, was sagst Du dazu?“ Der Weger zuckte die Achseln und sagte: „Ja, das ist nicht recht, aber Du hast Deinem Bruder doch auch Schlimmes angethan; es ist für einen ehrenstolzen Bauer nichts Kleines, daß er einen Bruder hat, der sein Sach . . . glimpflich gesagt verunschickt hat.“

Der Vater seufzte: „Ja, ja, ich muß mir jetzt von Jedem gute Lehren geben lassen. Von Dir hör' ich's geduldig, Du meinst es gut.“

Der Vater wollte nun gleich mit dem Weger hinaus und helfen, Steine klopfen; der Weger aber wehrte ab und sagte, der Vater solle sich noch besinnen. Wie der Vater sagte, er habe sich besonnen, er bleibe dabei, da schüttelte der Weger den Kopf:

„Thu's nicht, jetzt noch nicht, und ich hab' einen besondern Grund. Weißt, was das ärgste ist, wenn ein Mensch ins Elend gerathen ist und das ist auch noch dabei?“

„Ein bös Gewissen.“

„Das auch, aber da ist schon jeder für sich sein eigener ausstudirter Doktor und sein eigener Apo=

theker. Ich hab' was anders gemeint: Kranksein zum Elend dazu, das mein' ich. Laß Dich nicht krank werden, Du mußt jetzt gesund sein. Geh' ins Bett, nachher ist wieder Tag und nachher thu' was Du meinst, und wenn Du's mit mir berathen willst, ich bin dabei."

Ueber das traurige Gesicht des Vaters gings wie ein heller Sonnenblick. Er ließ sich vom Weger zu Bett bringen wie ein klein Kind, und bald kam der Weger in die Stube und sagte: „Er schläft." Er ging an sein Geschäft und nahm den Aussichtler mit, der auch im Hause wohnte und immer Clarinett blasen wollte.

Ich suchte in meinen Taschen nach, richtig, es ist so, ich hatte die Kette verloren, die mir der Rittmeister geschenkt. Ich weiß sicher, ich habe sie in die Tasche gesteckt; ich habe sie verloren, wie ich dem Vater ein Tuch habe um den Kopf binden wollen. Es war gut so, ich sollte kein Andenken vom Rittmeister haben. Ich wollt', wir könnten alles Andenken an ihn verlieren.

Am Mittag wachte der Vater auf und war ganz frisch, er ließ sich vom Weger eine Kappe geben und einen schweren Hammer, ging mit ihm hinaus auf

die Straße und half die Steine zerschellen. Am Abend fragte der Vater:

„Weger, sag' mir Alles; was reden und denken die Leute von mir?“

„Was liegt Dir dran? Und was die anderen Leute reden und denken, weiß ich nicht. Sei jetzt um Gottes Willen nicht wehleidig. Das Dummste ist, den Menschen seine Gebresten zeigen; sie haben keine Zeit und sind ärgerlich auf den, dem's schlecht geht, wenn nicht gar schadenfroh —“

„Aber Du, was denkst Du? Sag' Alles, Du meinst es gut, von Dir hör' ich's geduldig.“

„Ich weiß nicht, ob's Dir was hilft. Sag' mir zuerst, wem giebst Du eigentlich Schuld? Dir oder Anderen?“

„Beides.“

„Ist auch so. Natürlich schreibst Du Dir nur den kleineren Theil zu. Ich sag' nicht, daß Du einfältig gewesen bist, im Gegentheil, zu pfiffig. Ja, mit einem Wort, der Grundteufel heißt Ungenügsamkeit. Sitzt da ein Bauer auf seinem Hofgut wie ein König und macht Geschäfte, und warum? Er hat das schöne Gut von der Frau und er ist stolz, er möcht' aus ihm selber noch eben so viel dazu

erwerben. Er hat sich das lange nicht eingestanden, bis ein Verschmitzter kommt und es ihm sagt, und es ist, wie wenn er aus dem Schlaf aufgeweckt wär' —"

„So ist's," rief der Vater, „woher weißt Du denn das Alles?"

„Woher? Die Vögel an der Straße pfeifen mir's. Von damals an hat's bei Dir geheißen: Raffen, Einheimsen, Vortheil gewinnen. Du hast gemeint, Dich dreht Niemand über den Daumen; Du bist nicht dumm gewesen, nur eben nicht gescheit genug für Deine Kameraden, besonders den Rittmeister."

„Dem sagst doch nichts Gutes nach?"

„Nein, mit meinem Hammer könnte ich dem die Hirnschale spalten, der hat das Aergste verdient."

„Und glaubst Du nicht, daß es ihm noch so ausgehen wird?"

„Was ein Mensch für ein Schicksal kriegt und was es übermorgen für Wetter giebt, darüber läßt sich nicht reden. Ob er noch an Dich denkt? Ja, wer Räuber sein kann, kümmert sich weiter nichts drum, wie der Ausgeraubte nun dran ist."

Der Weger war gar bedachtsam, der Vater nahm Alles gut von ihm an, weil er eben auch den Grimmzorn gegen den Rittmeister hatte wie wir.

In dem kleinen Häuschen draußen vor dem Dorf haben fünf Menschen um den Tisch gesessen, und Supp und Kartoffeln und Kartoffeln und Supp gab's Tag für Tag, aber die Genügsamkeit hat Alles geschmälzt und gewürzt.

Auf der Straße, wo der Vater mit der Kutsche dahin gefahren war, und wo unsere acht Rosse das Holz geführt haben, da hat der Vater jetzt Steine geklopft. Die Menschen, die ins Feld gingen, blieben eine Weile stehen, Manche gingen auch dem zu lieb auf den Weg, um den Schlehhofbauer zu sehen; er hat sich nichts drum gekümmert.

Anfangs hat er mir freilich gestanden, er glaube nicht, daß ihn sein Bruder da lasse, und auch die anderen Großbauern thäten das nicht; sie kommen gewiß und holen ihn ab und helfen ihm wieder auf. Als aber Tag für Tag verging und Niemand kam, da sagte er, es sei jetzt eins; er sei nur froh, daß er noch so viel arbeiten könne, um sich dafür satt zu essen. Es ist ihm aber doch schwer geworden, sich an die Armuth zu gewöhnen. Wie er zum ersten Mal Holzschuhe anziehen mußte, sagte er:

„Manchmal meine ich noch, es sei Alles nicht ernst, unser Herrgott macht einen Spaß mit mir. Aber

unser Herrgott ist kein Spaßmacher. Im Schlaf schlag' ich den Rittmeister fast jede Nacht todt, auf allerlei Arten, und da werde ich dann vor's Hochgericht geschleppt. Wenn ich aufwache, bin ich froh, daß ich doch noch Steine klopfen darf. Ich möcht' nur wissen, wie es der Rittmeister macht, daß er schlafen kann."

Unser Elend wurde immer wieder neu durch das Gedenken an den Rittmeister.

Der Vater hat sich vor keinem Wetter gescheut und sich nie darüber beklagt, nur über den Wind hat er oft gescholten. Ein Herzeleid war ihm auch allemal der Sonntag, da mußte er in die Kirche und durfte sich nicht mehr in die Gemeinderaths-Bank setzen; er stand eben auch bei den armen Leuten. Wie ich einmal mit ihm heimging — wir waren jetzt im Weger-Häuschen daheim — sagte er:

„Das sollt' nicht sein, daß es in der Kirche einen Ehrenplatz giebt; vor Gott sind wir alle gleich."

Ich half dem Vater auch Steine klopfen, aber nach ein paar Tagen litt er es nicht mehr; ich dürfe ihm nicht die Schande auferlegen, daß er sein einzig Kind nicht mehr ernähren könne. Ich mußte ihm gehorchen, denn er drohte mir, wenn ich das

nicht thue, gehe er in's Elsaß und werde Fabrikler. Wenn er damit drohte, gab ich ihm in Allem nach.

Vierzehntes Kapitel.

Der Aussichtler war ein wunderlicher Mann, eben ein leichtsinniger, lustiger Musikant. Er hat für sich selber Freude daran gehabt, Musik zu machen und daneben Freude, daß Andere sich daran vergnügen. Hat ihm aber Niemand zugehört, war's ihm auch recht. Wenn er auf ein paar Tage zu leben hatte — die Wegersleute haben ihn billig gehalten — war er heidenfroh, und für weiter hinaus hat er sich keine Sorgen gemacht.

Er war vordem auch Holzschnitzer gewesen und arbeitete auch jetzt manchmal noch was; ich habe auch holzschnitzen von ihm gelernt, wir haben Schafe gemacht und Kühe und Puppen, ganz grobe Arbeit, aber sie fand Absatz und gab einen kleinen Verdienst; der Aussichtler ist damit hausiren und auf die Märkte gegangen, wenn es mit der Musik nichts zu verdienen gab.

Die Bonifacia machte Alles gar ordentlich. Ich habe so viel verdient, daß wir uns gemeinschaftlich eine Ziege kauften und fünf Hühner, und drei Gänse hatten wir auch mit einander. Und sollte man's glauben? wenn die Männer draußen arbeiteten und wir waren im Hause fertig und saßen bei einander in der Stube, da haben wir gesungen, wie wenn Alles in der Welt lustig und in Ordnung wäre.

Der Ohm Donatus hat dem Vater einmal sagen lassen, er wolle ihm das Ueberfahrtsgeld bezahlen, wenn er nach Amerika auswandere. Was ihm der Vater drauf hat antworten lassen, weiß ich nicht; Gutes war's gewiß nicht. Die Vettern und Basen, die Kinder vom Donatus, sind manchmal an dem Häuschen vorüber gekommen, aber sie haben gethan, als ob sie mich nicht kennten und da kannte ich sie auch nicht!

So lang wir noch reich waren, war die ganze Gegend ein einziger Verwandtschaftshimmel; jetzt war es, als ob Vater und Mutter aus dem Stein gesprungen wären. Freilich, das war noch das besondere Elend, daß alle unsere Verwandten Geld bei meinem Vater verloren hatten; denn der Rittmeister und die Anderen hatten ausgekundschaftet,

wo ein Verwandter von uns war, und da hat man gekauft und geborgt und ist's schuldig geblieben.

Ich brachte es dahin, daß mein Vater doch wieder rauchte, mir zu lieb, und wir waren vergnügt; ich mußte mir immer die Kleider länger machen, denn in den zwei Jahren beim Weger bin ich so groß gewachsen; bis dahin war ich klein.

Im Winter am Abend hat der Vater mit dem Weger Schindeln gemacht. Einmal hob er das Messer in die Höhe und sagte plötzlich:

„Das möcht' ich dem Rittmeister in die Brust stoßen und siebenmal umdrehen."

Wir sind arg erschrocken. Der Vater denkt noch so an den Rittmeister! Wir haben aber nichts weiter gesagt und der Vater auch nicht.

Eines Tages kam der Ronymus heim auf einen Tag Urlaub, er war Soldat. Mein Vater gab ihm zuerst die Hand und sagte: daß er damals recht gehabt habe, das dem Rittmeister zu sagen.

Der Ronymus war gar ehrerbietig gegen den Vater und er sah mir's an, wie ich ihm dafür dankte; er konnte sich aber nicht genug wundern, wie ich gewachsen sei, fast höher als er. „Du bist eben des Großbauern Tochter," sagte er; das war Alles.

Im zweiten Frühjahr, die Sonne hat so hell geschienen und wir haben die Wäsche aufgehängt, da habe ich meinen Vater noch einmal von Herzen lachen sehen wie noch nie.

Unsere drei Gänse waren seit gestern entlaufen, wir wußten nicht wohin; wir hatten sie bis nach Mitternacht gesucht, aber nirgends gefunden. Jetzt auf einmal hörten wir sie vor dem Hause schnattern. Die Bonifacia rannte in die Stube, wo die Männer eben fortgehen wollten, und rief: „Unsere Gänse sind da!“ Ich war ihr nachgerannt und rief auch: „Unsere Gänse sind da, Gott Lob und Dank unsere Gänse!“ Die Gänse schnatterten dazu, wie wenn sie zu erzählen hätten, wo sie über Nacht gewesen seien, und in unser Rufen und in das Schnattern hinein lachte der Vater, daß ihm die Thränen die Backen herunter liefen und er sich setzen mußte. Endlich sagte er und er konnte es kaum vor Lachen: „Jedes hat drei halbe Gänse! So ist's recht. Lustig! Man kann sich auch über drei halbe Gänse freuen!“

Das war das letzte Mal, daß der Vater lachte.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war also Frühling, und da ist es doch immer, wie wenn man was Besonderes geschenkt bekommen hätte. Im Grund genommen hatten wir's ja gut und durften vergnügt sein.

Die Bonifacia und ich, wir gärtnerten mit einander in dem kleinen Grundstück, das zum Wegerhäuschen gehörte; es war freilich nur klein, aber wir haben den Sommer hindurch den Boden drei-, viermal umgewendet und immer Neues gepflanzt, Alles was man im Hause brauchte, und es ist uns Alles gediehen. Jetzt hatte auch unsere Geis ein Junges und unsere Hühner legten schon wieder frisch, wir hatten Milch und Eier im Haus und die Bonifacia bereitete dem Vater mehr und besser als ihrem Mann. Der sah aber gar nicht scheel dazu, er war mit Allem zufrieden; die Bonifacia blieb eben so wie wenn sie noch Magd bei uns wäre.

Der Vater hatte aber immer ein finsteres Gesicht, und wenn man ihn drauf ansah, erschrak er, sagen durfte man schon gar nichts; er behauptete, er sei ja ganz ruhig und zufrieden, was man denn von

ihm wolle. Er hat gegessen und getrunken und geschlafen wie sonst, aber geredet hat er fast gar nicht.

Ich hab's erst später erfahren, er ist einmal dem Ohm Donatus begegnet, und die Brüder sind an einander vorüber gegangen ohne sich zu grüßen, wie wenn sie sich gar nicht kennten. Der Vater ist, wie er vorüber war, stehen geblieben, er hat noch einmal gewartet, daß sein Bruder ihn anrufe; der ging aber seines Weges fort.

Der Vater war nun draußen auf der Straße, eine gute Strecke vom Weger entfernt, er schlug Steine mit dem großen Hammer; da wurden alte braungeräucherte Stammhölzer vorbei geführt. Der Vater fragte, woher die seien. Er hörte, daß man gestern die Scheunen eingerissen habe und heute reiße man das Haus ein auf dem Schlehenhof.

Was über den Vater gekommen ist, wer kann das wissen? Er warf den großen Hammer mitten auf die Straße und rannte davon, nach dem Schlehenhof.

Der Aussichtler begegnete ihm im Walde, und rief ihn an, aber der Vater schüttelte den Kopf und rannte davon und schrie; der Aussichtler hat nicht verstanden, was er ruft.

Der Vater kam eben an unserm Haus an, wie die Feuerhaken am Vordergiebel angelegt wurden; er sprang unter den Feuerhaken durch, faßte die Pfosten der Hausthür und schrie: Mein Haus! Mein Hof! Mein Weib! Rittmeister ...

Die Männer warfen die Haken weg und wollten auf den Vater zu, aber es war zu spät, der Giebel stürzte ein, es krachte, dort der letzte Schrei und die Männer schrieen auch — dann war Alles still, nur noch ein Balken rollte über den andern weg. Der Vater war todt ...

Ich hab's überlebt. Was kann man nicht Alles überleben? Aber erzählen kann ich nicht, wie mir war, als man den Vater auf einem Holzwagen daher brachte. Auf seinem Kopf lag ein leerer Sack, drauf war der Name des Vaters. Ich wollte den Sack wegthun, die Leute hielten mich ab und sagten, ich dürfe das nicht sehen, das Gesicht sei gar grausam entstellt. —

Der Ohm Donatus war beim Begräbniß und kam nachher zu mir in die Stube. Als er die Bilder an der Wand mit den Kränzen und die Namen meiner verstorbenen Geschwister sah, sagte er, es sei gut, daß die früher gestorben wären; dann sagte

er mir, ich könne zu ihm kommen, wenn ich wolle. Ich habe ihm keine Antwort gegeben.

Ich habe Alles gehört und mit offenen Augen gesehen, aber es war mir doch, wie wenn ich halb schlafe, wie wenn ich mit dem schweren Hammer einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Ich habe gehört, wie Einige leise unter einander sagten: Die Brigitt' kann verrückt werden, sie sieht schon drein, wie eine Verrückte, sie hat noch keine Thräne geweint.

Ich hörte das und konnte nichts sagen, ich war wie lebendig eingemauert.

Die Bonifacia redete mir zu, wie eben nur so eine gute Seele kann. Auch der Pfarrer hat mir Herzliches gesagt, und wie ich mich trösten könne, daß ich ein braves Kind gewesen sei, und der Tod sei für den Vater eigentlich eine Erlösung. Ich habe auf Alles nur sagen können: Ich muß warten. In mir war's, als käme etwas, ich weiß nicht was, das mir hilft, mir den Kopf kühlt und mich wieder aufweckt und mir sagt, warum ich das Alles erleben muß.

Ich habe im Garten gearbeitet wie die Tage vorher, die Sonne hat hell geschienen, die Vögel

haben gepfiffen, das ist für Andere, mich geht das Alles nichts an; mir selber war jetzt, wie wenn ich verrückt wäre, ich sehe, ich höre Alles und kann's nicht glauben und will nichts davon.

Am zweiten Tag nach dem Begräbniß um Mittag war ich plötzlich so müde, daß ich mich kaum an mein Bett schleppen konnte.

Die Bonifacia zog mich aus, wie ein kleines Kind und hob mich ins Bett, und da habe ich geschlafen, wie die Bonifacia erzählt, ohne mich zu wenden, von Mittag an bis den andern Morgen in einem Zug. Die Bonifacia war nicht von meinem Bett gewichen.

Ich bin aufgewacht, und als ich die Kleider von meinem Vater an der Wand hängen sah, da stürzten mir endlich die Thränen heraus, und die Bonifacia sagte: „Ja, weine nur. Gottlob, daß Du weinen kannst, jetzt wird Alles wieder gut.“ Die Bonifacia trocknete mir die Thränen ab, aber sie flossen immer, als ob sie gar nicht aufhören wollten. Wie ich endlich sagte, ich hätte so argen Hunger, da war sie voll Glückseligkeit.

Ich stand auf, ich zog mich frisch an, ich aß und trank, und von damals an ist es erst recht

über mich gekommen: ich muß mich selber tapfer aufrecht erhalten, ich lasse mir mein Leben nicht abkränken, wer weiß, was mir noch beschieden ist.

Ja, von jener Stunde an habe ich neuen Lebensmuth bekommen und ihn nie mehr verloren, als ein einzig Mal, und das ist auch vorüber gegangen.

Sechszehntes Kapitel.

Meines Bleibens war nicht mehr beim Weger.

Draußen in der Welt wartet etwas auf mich, was es ist, ich weiß es nicht, aber fort muß ich. Ich gehöre Niemand mehr an und habe nichts mehr als mich allein.

Das war mein Gedanke viele Tage, und manchmal habe ich's laut vor mich hin gesagt, so daß mich die Bonifacia fragte: „Mit wem redest Du?" Ich wollte fort und kam doch nicht los, es war, wie wenn man Morgens aufwacht und sagt, Du mußt aufstehen, und doch wieder liegen bleibt. Es hat etwas kommen müssen, das mich heraus reißt.

Der Wirth von dem einsamen Wirthshaus da

oben, wo die Räuberbande immer zusammen gekommen ist, stellte sich eines Tages ein und fragte, ob ich nicht in Dienst bei ihm treten wolle; mit einem niederträchtigen halben Lächeln und halben Trauern sagte er, seine Frau könne bald sterben und dann könne ich Wirthin werden.

Was ich darauf gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Als aber der Wirth wieder fort war, sagte die Bonifacia: „Du kannst aber tapfer drauf losschlagen. Das habe ich gar nicht von Dir gewußt.“

Jetzt ist mir's klar geworden, gegen Arme und Verlassene nehmen sich die Wohlhäbigen viel heraus und werden frech. Ich will ihnen schon zeigen, was sich drauf gehört.

Es hat mir keine Ruhe mehr gelassen, fort muß ich und es muß sich erweisen, was mir die Welt aufzurathen giebt.

Der Abschied von dem Wegerhäuschen ist mir nicht leicht geworden. Die Bonifacia gab mir ein Stück Wegs das Geleit und draußen auf der Straße reichte mir der Weger die Hand und sagte: „Frag' Du nur ganz ohne Scheu in der Kaserne nach dem Ronymus, er kann Dir in Manchem beistehen.“ Weiter brachte er nicht heraus, wir gingen fürbaß

und hörten ihn bald wieder Steine klopfen. Wir stiegen den Berg hinan und die Bonifacia sagte: „Geh jetzt nicht auf den Kirchhof, Du mußt Dich nicht unnöthig abrackern, Du hilfst den Todten nichts damit und Du brauchst jetzt Deine Kraft. Bete still für sie, ich thu's auch."

Wir gingen eine Strecke still weiter, und oben am Wald nahm die Bonifacia meine Hand in ihre beiden Hände und brachte unter Schluchzen hervor:

„Das Unwetter von Unglück hat ausgerast, Dir wird es noch gut gehen. Verlaß Dich drauf und denk' immer, Du hast, wenn Alles fehlt, noch eine Heimat bei uns. Und so lang ich lebe und mein Mann, halten wir das Grab der Deinigen in Ehren, und die Bilder von Deinen verstorbenen Geschwistern bewahre ich Dir auf, bis Du ein eigen Haus hast, und Deinen Antheil an der Geis und an den Gänsen und Hühnern kannst Du haben, wenn Du willst. Behüt' Dich Gott und halt' Dich in Ehren."

Sie kehrte um, blieb stehen und rief noch einmal: „Grüß mir auch den Ronymus."

Grüß mir den Ronymus! Das war das letzte, was ich damals von der Bonifacia gehört habe,

und ohne daß ich's wollte, setzten sich die Worte auf allerlei Sangweisen, und ich wollte doch gar nicht singen; es war mir nicht darnach.

Ich wanderte weiter, ich sah nichts von Wald und Feld, es schwamm mir vor den Augen. Auf einem Felsen setzte ich mich nieder, ich war so müde, als wenn ich schon stundenweit gegangen wäre. Ich aß das letzte Stück Brod, das mir die Bonifacia in die Tasche gesteckt hatte; ein Fink stellte sich nicht weit von mir und ließ sich von mir füttern. Wie ich nichts mehr hatte, flog er davon.

Drunten sickert der Bach, das fließt so fort, Tag und Nacht, heute wie gestern, ob Menschen leben oder sterben, ob einer drauf sieht oder nicht. Da liegen Felsentrümmer, aus denen kleine Tannen herauswachsen. Meine Hand rauft kleine Moose ab vom Stein, und wie ich so die Pflänzchen vor Augen habe, muß ich dran denken, wie der Schullehrer uns gesagt hat, hundert und hundert Jahre braucht es, bis etwas am Felsen sich ansetzt, und wieder hundert und hundert Jahre braucht's, bis da ein Samenkorn Wurzel fassen und ein Bäumchen wachsen kann. Und die Menschen können das so schnell niederschlagen.

Warum laufen wir auf der Welt herum und unser Leben ist eitel Müh und Sorge? Ich wünsche mir nichts, als gleich zu sterben . . .

In jener Stunde, damals in der Einsamkeit und Verlassenheit, habe ich Gott gefunden.

Ich war bis daher immer in die Kirche und zur Kommunion gegangen, wie sich's gehört; aber damals in der Einsamkeit und Verlassenheit habe ich's zum ersten Mal gespürt, ich bin doch nicht allein und verlassen auf der Welt, Gott ist bei mir, er hält mich an der Hand und läßt mich nicht fallen.

Die ganze Welt war mir leicht wie ein Kinderspiel, aber man muß mitspielen und nicht daneben stehen; ich lasse mich nicht in den Winkel stellen, ich bin auch dabei, ich gehöre dazu.

Ich habe hinunter gesehen auf unser Dorf, ich wäre gern hinab und hätte gern allen Menschen gesagt: wißt Ihr's denn auch, daß wir nicht verlorene Kinder sind? . . . Aber was soll das? Sie sagen ja, sie wissen's; ich hab' das früher auch gemeint, aber jetzt erst hab' ich's erfahren, so sicher, wie daß jetzt Tag ist, und das hat mich nicht verlassen und wird mich nicht verlassen.

Ich rede aber sonst nicht gern davon, das muß man still bei sich haben.

Die Müdigkeit war fort, es war mir, wie wenn ich ausgeschlafen hätte in der Ewigkeit und gar nicht mehr zu schlafen und zu ruhen brauchte.

Ich stand auf und meinte, ich könnte fliegen. Ich hörte die Gänse schnattern im Dorf und meinte, ich höre sie dort oben, wo die Lerche singt.

Aus dem Dachfenster beim Weger hörte ich Klarinett blasen. Der Aussichtler hatte seit dem Tode meines Vaters nicht mehr Musik gemacht. Jetzt bläst er und was? Die Weisung des Liedes:

Die Kirschen, die sind schwarz und roth
Ich lieb' mein Schatz bis in den Tod.

Wie lang ist es, seit ich das gesungen und der Rittmeister mir begegnete? Das muß ein anderer Mensch gewesen sein, der das erlebt hat.

Es ist aber gut und nöthig, daß man sich wieder auf die Welt und auf sich selber besinnt.

Ich wanderte über den Berg und kam auf die Landstraße. Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen, ein kalter Regen spritzte mir ins Gesicht, ein scharfer Wind wehte und der Boden war so glitschig, daß man bei jedem Tritt ausglitt; aber ich wanderte

fest vorwärts, ich war gesund und nicht verweichlicht und mir war so warm, wie wenn ich warmen Wein getrunken hätte.

Wie ich so vor mich hin wanderte, hörte ich eine Holzfuhre, ich meinte ich höre das zum ersten Mal wie es auf der Straße kracht und knackst und Steine zermürbt und der Radschuh quickst.

Ich blieb stehen, der Wagen kam näher, der Fuhrmann war der Sepper mit seiner rothen Weste und seinem rothen Gesicht; die Gäule am Wagen waren die unseren gewesen, die aufgeladenen braunen Stämme waren von unserm Hause. Der Sepper sagte mir, daß er sie nach der Stadt fahre, die Drechsler und Holzschnitzer haben solches Holz besonders gern, es giebt keines mehr von solchem Alter. Der Sepper hieß mich mit meinem Bündel in der Hand aufsteigen. Auf den Balken von unserm Haus fuhr ich bis zur Stadt.

Der Sepper redete wenig und das war mir recht, nur Einmal sagte er: „Der Hof ist einmal Wald gewesen und wird wieder Wald.“

Drüben vor der Brücke hatte der Sepper abzuladen. Ich stieg ab und ging in die Stadt. Da gingen die Menschen hin und her, jeder wußte wohin,

ich nicht. Männer und Frauen kamen aus den Fabriken. Manche lachten, sahen aber nicht lustig aus. Ich hatte meinen Vater abgehalten — ein alter Großbauer und ein Fabrikler, das geht nicht — aber ich werde mich doch, wenn Alles fehlt, dazu verstehen müssen; es soll aber das Aeußerste sein.

Ich ging ins Münster, da war ich daheim wie jeder Andere, das gehörte Niemand und da konnte mich Niemand hinaus weisen.

Ich habe lange da still gekniet und gesessen, ich hatte kein Gebetbuch bei mir, ich brauchte es nicht, ich hatte Alles aus mir.

Ich kam aus der Kirche, ich war so aus der Welt draußen, daß es mir wunderlich vorkam, wie da die Weiber auf dem Wochenmarkt sitzen und feilbieten, was eben zu verkaufen ist.

Ein schwerer Wagen mit Kornsäcken kam vom Kaufhaus herüber. Wer ist der Mann, der neben dem Fuhrwerk hergeht? Ja, er ist's, es ist mein Schwager, der Mann meiner verstorbenen Schwester. Ich rief ihn, er stand still und sah sich um, ich winkte ihm und sprang über Körbe weg, daß die Weiber hinter mir drein schalten, und jetzt stand ich bei ihm und er gab mir die Hand.

Siebenzehntes Kapitel.

„Ich hätte Dir hundertmal begegnen können, ich hätte Dich nie erkannt, Du bist so ganz anders, so groß und so ... Neue Augen hast aber doch nicht bekommen, und ich meine, Du hättest nie solche Augen gehabt.“

So sagte der Schwager und konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er wollte mir Zeugen aus dem Kaufhaus holen, daß er durch Hofbauern aus der Nachbarschaft mir habe Bescheid sagen lassen, ich solle zu ihm kommen, wenn ich nicht anders wohin wüßte. Ich brauchte keine Zeugen, ich glaubte ihm auf's Wort, er war immer ein guter rechter Mensch gewesen; für das, was nachher geschehen ist, kann er nichts, er hat's gut gemeint.

Ich fragte nun natürlich zuerst nach meiner Schwester Kind, der Agnes. Der Schwager mußte mirs angesehen haben, wie wohl mirs that, daß ich noch ein Eigenes habe. Er sagte:

„Erzähl' mir gar nichts weiter, ich weiß Alles. Schlag' ein, geh mit mir. Meine Frau — Du wirst

schon selber sehen, sie ist herzgut — die hat gleich gesagt, wie wir das Unglück gehört haben: Du solltest Deine Schwägerin jetzt zu uns ins Haus nehmen. — Du gehst also mit?"

„Ja."

O wie herrlich war das! Schon jetzt hatte ich die Frau lieb, und ich muß sagen, sie hat's verdient.

Im Wirthshaus, wo ich mit meinem Schwager aß, sagte er:

„Brigitta, ich habe auch ein Stück Geld an Deinem Vater verloren, Dich geht's nichts an; er ist bei alldem ein rechtschaffener Mann gewesen und hat für sein Zutrauen zu dem Schurken büßen müssen. Wo ist der jetzt? Du weißt es nicht? Ist auch gut, wir brauchen ihn nicht. Jetzt sei lustig! Es wird Dir bei uns gefallen, und der Agnes ist eine Mutter gestorben, jetzt hat sie zwei."

Ich bin mit dem Schwager gereist, und unterwegs hat's viel Spaß gegeben, denn die Leute haben mich für seine Frau gehalten, darum hat er mich immer gleich Schwägerin! angerufen. Ich sagte ihm aber, daß er in seinem Haus mich nicht so nennen dürfe; ich wollte bei ihm dienen wie ein ehrlicher

Dienstbote, und mein Trinkgeld sollte sein, daß ich bei meiner Schwester Kind sein dürfte.

Schon unterwegs habe ich gesehen, daß der Schwager in der Schweiz ein ganz anderer Mensch geworden, so aufgeweckt und geschickt, wie er mir früher gar nicht geschienen hat.

Wir sind über den Bodensee gefahren, die Schweizer Berge sind in der Nähe doch noch ganz anders, wie von daheim aus gesehen, aber damals hab' ich nicht besonders drauf geachtet. Wenn man solches in der Seele hat wie ich, ist's eins, wo man ist.

Damals hat's da noch keine Eisenbahn gegeben, am Landungsplatz bei Rorschach wartete das Fuhrwerk des Schwagers auf uns. Wir sind durch das schöne Gelände gefahren, und der Schwager war ein stolzer Schweizer geworden und stolz auf das schöne Land.

Wir kamen in Rheinfelden an, und die Frau sagte beim Willkomm:

„Du siehst Deinem Vater gleich im Gesicht und in der Postur, nur hast Du andere Augen“ — immer haben's die Leute mit meinen Augen gehabt — „Dein Vater war uns lieb und werth, er hat schwer dafür büßen müssen, daß er sich für einen

Geschäftsmann gehalten hat und war doch keiner. Aber ein rechter braver Mann war er."

O! Da bin ich daheim, da soll mir keine Arbeit zu viel sein, wo so von meinem Vater geredet wird. Ich hätte der Frau die Hände küssen mögen. Sonst hat sie nicht viel Worte gemacht, das ist so Schweizer Art, aber aufrichtig und gut ist sie geblieben, einen Tag wie den andern.

Als die Agnes aus der Schule heim kam, sagte die Frau zu ihr: „Gieb eine Patschhand, das ist Deine Muhme."

Das Kind ist aber nicht zu mir gegangen, die Frau wollte böse darüber werden, ich sagte ihr aber leise:

„Nimm das dem Kinde ja nicht übel. Was hat so ein Kind davon, wenn man ihm sagt, das da ist deine Muhme, hab' sie lieb? Es wird schon werden, wenn ich ihm Liebe erweise."

Wie ich das sagte, gab mir die Frau nochmals die Hand und sagte:

„Ja, ist so. Das Kind wird schon merken, daß Du blutsverwandt bist; Blut wird nicht zu Wasser."

Die Frau und ich, wir sind die besten Freundinnen geworden von der ersten Stunde an.

Der Schwager hatte wieder ein Wirthshaus.

Es giebt nichts Besseres für einen Wirth, als eigene Leute im Hause, da wird nichts veruntreut; ich sah, daß ich hier von Nutzen war. Wie ich's vorgedacht hatte, ist's auch mit meiner Schwester Kind, der Agnes, geworden; sie hat mich lieb bekommen, und die anderen Kinder waren eifersüchtig, wenn sie manchmal sagte, ich sei ihre Muhme allein. Ich war ruhig und zufrieden, die Stiefmutter war ganz brav, aber ein Kind kann nicht Liebe genug haben.

Zwei Jahre bin ich bei meinem Schwager gewesen in Friede und Ehre. Besonders freundlich gegen mich war der Sträußles-Oberst. Das war ein ehemaliger päbstlicher Soldat, der fast das ganze Jahr einen frischen Blumenstrauß im Knopfloch hatte und unten dran ein kleines Gläschen mit Wasser drin, um die Blumen frisch zu erhalten.

Der Sträußles-Oberst hat mich immer besonders gelobt, und eines Tages sagte er mir heimlich, ich könne mein Glück machen; ein reicher Fruchthändler in Rorschach, mit dem der Schwager in Gemeinschaft Geschäfte macht, habe ein Auge auf mich. Ich hatte den Mann schon oft gesehen und gesprochen, er war ein ehrbarer Mann, noch gut bei Jahren, er war freundlich gegen mich, aber ich kümmerte

mich nichts drum. Es sind gar Viele freundlich gegen mich gewesen, aber es hat sich keiner was herausnehmen dürfen; ich mußte mir freilich — dafür diene ich im Wirthshaus — ins Gesicht hinein sagen lassen, ich sei hübsch; die Leute vergnügen sich eben damit, einem Mädchen Schmeicheleien zu sagen. Daß mir aber keiner zu nahe kommen durfte, das wußten Alle.

Eines Tages war der Sträußles-Oberst da und auch der Fruchthändler, sie waren sonntagsmäßig angezogen und sprachen heimlich mit meinem Schwager. Der Fruchthändler kam dann graden Weges zu mir und sagte: an der Art, wie ich gegen die Agnes sei, sehe er, daß ich eine gute Stiefmutter sein könne; er sei Wittwer und habe zwei Kinder.

Es ist mir nicht leicht geworden, dem guten Mann Nein zu sagen; er hörte mich ruhig an und fragte nur — er hat seelensgut dabei ausgesehen — ob ich mirs nicht noch überlegen wolle; ich mußte sagen, ich hätte mirs überlegt. Er gab mir die Hand, redete weiter kein Wort und ging davon.

Ich glaube nicht, daß es Stolz gewesen ist, ich habe nur eben gespürt, daß ich nicht einwilligen kann.

Von jenem Tage war der Schwager, ich kann nicht sagen ungut, aber auch eben nicht mehr gut gegen mich; er sagte mir, ich hätte mein Glück verscherzt und ich hätte nach dem, was in meiner Familie vorgegangen, froh sein dürfen, in solch ein Ehrenhaus zu kommen. Das hat mir weh gethan.

Bald drauf wurde ein Tausch mit einem Wadtländer gemacht, die Agnes wurde zum Französisch-Lernen nach dem Wadtland gegeben und wir bekamen ein Kind von dort. Ich bin gar nicht drum gefragt worden. Der Abschied von der Agnes brach mir ein Stück Herz ab, und von da an war meines Bleibens nicht mehr im Haus.

Zwei und ein halbes Jahr bin ich bei meinem Schwager gewesen, dann nahm ich einen Dienst an, droben in Heyden, im Wirthshaus zum Freihof; ich habe das Beihaus zur Bewirthschaftung überkommen und habe Alles unter mir gehabt.

Beim Abschied war der Schwager wieder ganz gut und seine Frau noch besonders. Sie war sich immer gleich geblieben; ich glaube, sie hat nichts davon gewußt, daß mir aus Leben und Sterben meines Vaters ein Vorwurf gemacht worden ist.

Achtzehntes Kapitel.

Ich war jetzt eigentlich zum ersten Mal Magd, denn beim Schwager hatte ich wol auch gedient, aber ich war doch die Schwägerin.

Nichts ist ärger als wenn Dienstboten einander zu unterjochen suchen; davon war aber hier oben nichts zu merken. Die Wirthin — sie war eine Oberst-Wittwe — war überall vorn dran in der Arbeit und ihre Tochter auch; Vornehmheit gab's da nicht, und die Dienstleute unter einander wollten keins über das Andere regieren, daß es ihm den Hudel mache. Kann sein, daß das gute Schweizer Art ist, denn hier zu Lande bei meinen Dienstboten hab' ich's schwer gehabt, es auch dahin zu bringen.

Also ich war Dienstbote und wars gern. Mir war da oben so leicht und frei, wie wenn ich als Gast zur Sommerfrische wäre, und die Arbeit — es hat viel gegeben — thue ich gern. Treppauf und treppab habe ich gesungen, wie wenn ich ein Glück zu erwarten hätte, das morgen, ja in der nächsten Stunde kommt.

Ich hatte viele Gäste, Einzelne und ganze

Familien; es hieß aber, das rechte Leben komme erst, wenn der große Berliner Doktor kommt. Eine Schaar von Augenkranken zog ihm voraus, siedelte sich bei uns an, im Dorf und weitum in der Gegend und wartete auf ihn.

Er ist gekommen, und als ich ihn zum ersten Mal sah, da hab' ich's gespürt, das war das Frohe, das Glück, das mir vorgeschwebt hatte.

Ich stellte ihm einen Blumenstrauß in sein Zimmer, ich hätte ihm gern Blumen gestreut, wo er geht.

Und so wie in der ersten Minute, so ist's geblieben. Er hat gewiß auch gespürt, wie ich zu ihm denke.

Ich brachte ihm Wasser. Ich hätte ihm gern die Füße gewaschen, die ihn tragen.

„Wie heißen Sie?“ fragte er mich; o, was hatte er für eine Stimme!

„Brigitta“, sagte ich, „aber man ruft mich nur Gitta, und ich bitte, sagen Sie Du.“

„Bist Du eine Verwandte des Hauses?“

„Nein, ich bin aus dem Schwarzwald.“

„Hast Du noch Eltern?“

„Nein.“

„Hast Du Geschwister?"

„Nein."

Ich mußte ihn nur ansehen, wie er so fragte, ich meinte, er müßte Alles wissen, dem sei nichts verborgen auf der Welt.

Der Doktor hatte einen Blick, so heilig traurig und dabei doch so auferwecklich, ich kann's nicht sagen. Wo er hinkam, war schon eine Heilung damit, daß er da war, und mit seiner Stimme hat er die Schmerzen gestillt; die Wildesten und Ungeduldigsten sind vor ihm lind und sanft geworden.

Von allen Seiten kamen Wallfahrer, anders als da drüben in Einsiedeln. Es kamen Männer und Frauen und Kinder, arm und reich, ihm war Alles gleich.

Er war doch zu uns da herauf gekommen, um sich auszuruhen, aber die Menschen ließen solch' einem Mann keine Ruhe. Wenn er spazieren ging, habe ich Gott gedankt, daß er doch jetzt einmal für sich selber sein und verschnaufen darf; aber auf Weg und Steg haben sie ihm aufgelauert und sind ihm nachgelaufen, und er ist nie unwillig geworden.

Und solch ein Mann hat auch sterben müssen!

Droben in meiner Stube hängt sein Bild mit seiner Unterschrift. Ja, was will aber so ein Bild heißen? Den Blick und nun gar den Ton der Stimme kann man nicht aufs Papier bringen.

Damals aber lebte er noch frisch und thätig und hatte noch kein weißes Haar im Bart.

Unter denen, die auf den großen Doktor warteten, war auch eine Engländerin aus Indien mit einem wunderschönen Kind, es hieß Seridja, das hatte goldrothe Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut, war aber ein wahrer Teufel, der seine Freude daran hat, die Menschen zu plagen.

Das Kind war blind, und wer ihm nahe gekommen ist, den hat es mißhandelt; die Mutter hat es geplagt wie eine Magd und die Magd wie einen Hund.

Die Magd, eine braune Indierin, war die frühere Amme des Kindes, sie ist Babu gerufen worden, und das Kind hatte kein gutes Wort weder zu ihrer Mutter noch zu ihrer Amme.

Der Doktor untersuchte nun zuerst die Seridja, und sie hat geschrieen und um sich geschlagen wie ein Besessener; es war das einzige, das nicht ruhig geworden ist unter seiner Hand und vor seiner

Stimme. Er hat die Mutter mit dem Kind fortgeschickt und hat gesagt, vor einem Jahr sei da nichts zu machen.

Sonst hat er viele große Heilungen zuweg gebracht. Ich habe mir von den Geheilten erzählen lassen und habe mit ihnen Gott gedankt und den Mann gesegnet.

Ich war so froh, wie wenn ich in meinem ganzen Leben kein Leid erlebt hätte, und doch ist's wieder gekommen, aber Gottlob nur wie eine eben fortziehende Wetterwolke.

Ich stand eines Tages vor dem Haus, ordnete Wäsche und sang leise vor mich hin. Der Himmel war so blau, die Luft so frisch und gut, man lebt doch da hoch oben auf den Bergen frei und leicht wie ein Vogel; es war so eine Minute oder länger, in der man gar nicht mehr weiß, was man ist und wo man ist. Da weckte mich etwas. Ich hörte die Stimme des Doktors drunten am Haupt-Haus. Ich ging ans Geländer, da stand der Doktor an einem bepackten Wagen und sagte: „Haben Sie Geduld, Herr Baron, es läßt sich jetzt noch nichts bestimmen oder versuchen.“

Im Wagen saß ein Mann und eine Frau, und

wer war's? Der Rittmeister und seine Frau. Ich mußte mich am Geländer halten.

Der Postillon bläst, der Wagen fährt davon, ganz nahe an mir vorbei, ich habe mich nicht geirrt, es ist richtig, es war der Rittmeister und seine Frau und noch ein schöner junger Mann saß bei ihnen.

Ich mußte mich besinnen, wo ich war; mit mir ging Alles herum. Ich zählte meine Wäsche nach, aber ich konnte nicht mehr ordentlich zählen, ich war ganz verwirrt.

Lieber Gott! Thu mir nur das nicht an, daß Du mir den Mann noch einmal vor Augen schickst.

So habe ich vor mich hin gedacht und jetzt hörte ich die Stimme der Bonifacia; ich meinte, es wäre nicht wahr, aber es ist wahr. Die Bonifacia war da, mit dem Weger, der ein Aug' verbunden hat; es war ihm ein Steinsplitter ins Aug' gefahren und er litt arge Schmerzen. Ich sagte ihm, daß wenn einer auf der Welt ihm helfen könne, das der große Doktor sei.

Bonifacia erzählte, das meine der Ronymus auch. Der Ronymus habe als Soldat ausgedient und sei jetzt Hausknecht in Basel; dort sei der große Doktor über Nacht gewesen und da habe der

Nonymus Geld heimgeschickt, damit der Vater hieher reise.

„Er ist gar ein gutes Kind," sagte die Bonifacia, „und wie wird er sich erst freuen, daß wir Dich hier getroffen haben."

Wie wir Drei uns mit einander gefreut haben, das brauche ich nicht zu erzählen. Es erleichterte mir das Herz, daß ich meine Nächsten so bei mir hatte, denen ich berichten konnte, daß ich den Rittmeister gesehen, aber glücklicherweise nur einen Augenblick.

„Und ich bring' Dir ein Andenken vom Rittmeister," sagte der Weger, „da sieh, Dein Anhenker mit Deinem Namen. Kinder, die Beeren im Wald gesucht haben, haben das gefunden. Ich hab's mitgenommen, um es Dir zu Deinem Schwager zu bringen."

Da hielt ich nun den Anhenker wieder in der Hand und als ich darauf sah, wachte jene Nacht wieder auf, da ich mit dem Vater durch den Wald wanderte zum Ohm. Warum kam Alles wieder, warum nicht auf ewig vergangen und vergessen?

Es war aber jetzt nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuspüren.

Neunzehntes Kapitel.

Ich ging zum Doktor und berichtete ihm, daß mein bester Freund aus der Heimat da sei und Heilung bei ihm suche. Der Doktor erklärte sich sofort bereit und sagte:

„Ich traue Dir den Muth und die Ruhe zu, bei Operationen zu helfen. Willst Du dabei sein?"

Ich sagte Ja und holte den Weger herbei. Der Doktor untersuchte ihn, der Weger hat nicht gemuckst und ich habe zum ersten Mal hinter ein Aug' gesehen. Der Doktor sagte, die Operation sei nicht leicht, aber er habe Hoffnung; der Weger solle sich bis morgen ausruhen, dann werde er ihn vornehmen, Punkt elf Uhr.

Wir fehlten natürlich keine Sekunde. Ein junger Doktor war auch da als Assistent. Von den Vorbereitungen will ich nichts erzählen, der Weger war geduldig und fügsam und die Bonifacia kniete in einer Ecke auf dem Boden und betete. Ich bekam Anweisungen, wie ich das und das reichen sollte. Der Weger sagte, es sei nicht nöthig, daß man ihn an den Stuhl binde, er werde von selber still

halten; aber er ließ es auch ruhig geschehen, daß man ihn doch band.

Der Doktor war ganz ruhig, dem Assistenten sah ichs aber an, daß es schlimm steht.

Der Doktor schnitt, dann mußte ich ihm schnell ein anderes Instrument reichen und jetzt rief er: „Ich hab' den Splitter!“ Der Weger wollte aufspringen, er schrie: „Ich sehe!“ Wir hielten ihn aber, er mußte das Auge schließen, und ich half den Verband anlegen. Wie strahlte jetzt das Gesicht des Doktors! Ich mußte die Bonifacia aus dem Zimmer führen, denn sie weinte so laut. Ich kam wieder ins Zimmer und der Doktor reichte mir in einem Papier den kleinen Steinsplitter und sagte dabei:

„Bewahre das zum Andenken an Deine erste Hülfe bei Operationen. Ich hoffe, Du bleibst dabei, du hast eine feste sichere Hand.“

Ich habe an mich halten müssen, daß ich nicht aufzauchzte, ich, ich darf helfen — Kranke heilen.

Die Bonifacia bat mich, daß ich ihr den Splitter schenke, der Nonymus müsse ihn in Gold fassen lassen zu einem Anhenker. Ich gab ihr den Splitter und ich glaubte, der Doktor wird das recht finden.

Im Haus und im Dorf war eine einzige große Freude bei allen Leidenden über die so wunderbare Heilung des Weger. Die Bonifacia erzählte es Jedem, der es hören wollte.

Der Weger blieb noch drei Tage bei uns. Der Doktor lehrte mich Verband anlegen und abnehmen, und als er sagte, ich mache es recht — wenn unser Herrgott vom Himmel herab gekommen wäre und mich gelobt hätte, ich hätte nicht glückseliger sein können.

Der Weger und die Bonifacia mußten dem Doktor erzählt haben, wo ich her sei, denn er sagte mir: „Habe mirs denken können, daß Du aus einem rechten Hause und von rechtschaffenen Eltern abstammst.“

O lieber Gott! Was kann's jetzt noch mehr auf der Welt geben?

Der Abschied von dem Weger und der Bonifacia ist mir nahe gegangen, hat mir aber doch auch wohlgethan. Es giebt nichts Besseres auf der Welt, als Menschen nachzuschauen, denen man Gutes hat erweisen können. Da gehen sie hin und tragen gutes Gedenken an Dich mit fort.

Ich habe auch bald fort müssen.

Nach der Heilung des Weger war ich bei jeder Operation und hielt Alles gut bereit.

Eines Tages kam aus Zürich ein Schüler des Doktors, half bei Operationen und machte selber auch solche zur Zufriedenheit seines Meisters, der ihn gar lieb hatte.

Da sagte der Doktor einmal in meinem Beisein:

„Lieber Collega! Die Brigitta ist ein guter Assistent, ihre Handreichungen sind auf die Linie hin zu berechnen. Sie sollten sie in Ihre Anstalt nehmen."

Der Züricher Professor fragte, ob ich zu ihm wolle; ich nahm es an, aber erst zum Herbst, wenn wir keine Gäste mehr hatten. Und so bin ich im Herbst fort von Heyden und zu dem Professor nach Zürich.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Art, wie mich der Professor seiner Frau und den Dienstleuten vorstellte, zeigte, was er von mir hielt. Er hat mir Alles anvertraut, und ich

habe sein Vertrauen nicht getäuscht, bis auf das einzige Mal. . .

Eine besondere Freude war mir, daß der Hund im Hause — ich werde noch viel von ihm zu erzählen haben, er heißt Nack — sich gleich von der ersten Minute an so zu mir hielt.

Das habe ich bald gesehen, solch eine Anstalt ist was ganz anderes als ein Wirthshaus.

Anfangs war mirs, wie wenn ich verzaubert wäre in ein unterirdisches Schloß, wie man in Märchen liest. Da sind so viel Menschen und wie gebannt, sie können sich nicht das Kleinste selber thun; da sind so viel dunkle Kammern, und man meint, die ganze Welt sei krank.

Ich habe mich aber doch bald drein gefunden, und die Kranken haben mich gern gehabt.

Wenn ich Morgens zum Fenster hinaus schaue, vor mir liegt der See, stehen die Alpen, so weit und so groß, und die kleine Kugel, das Auge, kann das Alles aufnehmen, Berge und Thäler, die doch millionenmal größer sind — da habe ich erst recht verstanden, wenn die Kranken geloben, nie mehr über etwas zu klagen, wenn sie nur erst wieder gesunde Augen haben.

Jeden Morgen habe ich Gott gedankt, daß ich meine gesunden Glieder habe und meine guten Augen, mit denen ich Anderen beistehen kann.

Ich darf sagen, ich bin nie ungeduldig oder gar bös geworden, außer dem einzigen Mal, von dem ich schon noch erzählen muß; die Kranken haben es wohl gefühlt, wie ich zu ihnen bin, nicht Alle gleich, jeder eben nach seinem Verstand, und Manche haben mir mehr geleistet als ich ihnen.

Ja, alle Menschenklassen, alle Stände, alle Lebensalter sind durch unser Haus gegangen; in einer solchen Anstalt, bei der Operation und nachher in der Heilung, da zeigt sich, was der Mensch inwendig ist, da kann man weder sich selber noch Anderen was vormachen.

Von den Religionen muß ich gleich sagen: es ist da kein Unterschied, wie die Kranken Gott anrufen; der Charakter und die Gemüthsart, die einer hat, ist die Hauptsache.

Es giebt Menschen, denen zu dienen ist eine Freude; dafür muß man wieder Anderen dienen, die entsetzlich sind, immer bös, immer giftig. Man muß nur keinen Aerger merken lassen, und zuletzt hat man auch keinen mehr.

Ich habe in den nahezu sieben Jahren Katholiken und Protestanten und Juden, und auch ganz Ungläubige gepflegt, fürstliche Personen, die unter seidenen Decken schlafen und Hände haben so fein wie Eierhäutchen, und dann Wildheuer, die ihr Lebenlang nicht gewußt haben, was ein Bett ist. In der Dankbarkeit, wie die Menschen nach der Heilung sind und bleiben, da lernt man sie erst recht kennen, und ich muß sagen, da sind die Juden besonders gut; der Professor sagt's auch, ein Jude vergißt nicht leicht, was man ihm Gutes gethan hat. Freilich arg wehleidig sind die Juden und haben gern Mitleid mit sich selber, aber wie gesagt, sie sind auch besonders dankbar.

Wir hatten einmal zu gleicher Zeit drei Geistliche im Haus, einen katholischen, einen lutherischen und einen jüdischen. Unser Herrgott hat's anhören müssen, wie sie so verschieden zu ihm beten. Die christlichen Geistlichen sind geheilt worden, der jüdische nicht. Als ihm das endlich gesagt werden mußte, rief er: „Gelobt sei Gott, der mich so viele Jahre hat sehen lassen; ich weiß unsere Bibel auswendig und kann ohne Augen darin lesen.“ Aber er dankte herzlich für die viele Geduld und Liebe,

die wir ihm erwiesen. Zu dem Professor sagte er: „Sie haben es gut gemeint, aber Gott hat gemeint, anders ist gut für mich; er wird wissen warum.“

Wir hatten auch eine Fürstin im Haus, ich glaube aus dem Thüringischen, eine mächtig große Gestalt; mit keinem Laut klagte sie je, nicht bei der Operation und nicht nachher, es ist ihr nur ein Auge gerettet worden. Wenn ich ihr etwas leistete, und sie streichelte dann mit ihrer zarten Hand meine Wange oder auch meine Hand und sagte mir ein Wort, das war so fein und gutherzig, wie nicht zu sagen. Von Stolz kein Gedanke. Wir hatten einen staarblinden Hirten im Haus, der verirrte sich einmal auf dem Gang, kam in das Zimmer der Fürstin; sie führte ihn an der Hand in seine Stube. Der Alte hatte dann dem Professor gesagt: „Sie müssen mirs in mein Gesangbuch schreiben, daß eine Fürstin mich an der Hand geführt und mich lieber Mann geheißen hat.“

Ueber der Fürstin wohnte eine alte Bäuerin, die erzählte, wie sie eines Tages ihr Enkelchen hatte fallen lassen, sie nahm es wieder auf, das Kind schrie entsetzlich, die Tochter kam herein, die Großmutter hatte das Kind verkehrt auf dem Arm.

Die Leute lachten darüber, daß so eine alte Frau sich noch wolle heilen lassen.

Ich bin doch auch ein Bauernkind — aber ich muß sagen, wenn ich die Vornehmen betrachtete, und dagegen manche Bauersleute, sind mir diese manchmal nur wie halbe Menschen vorgekommen; so ungeschlacht, so geizig und mißtrauisch waren sie, und wußten gar nichts mit sich anzufangen.

Da hatten wir aber eine gute Seele in der Anstalt, die mich immer in Allem zurecht wies.

Wenn ich von der feinen guten Pfälzer-Doktorin zu erzählen anfange, weiß ich nicht, wo ich aufhören soll. Sie hat nur ein geringes Augenlicht, aber sich so geübt, daß sie fast gar keiner Hülfe bedarf. Nur vorlesen mußte ich ihr, so oft ich Zeit hatte, und das war meine Schule; sie hat mir Alles erklärt, sie versteht Alles und in ihrer Stube und in ihrem Herzen ist immer Alles schön aufgeräumt. Eigentlich war sie kein Krankes mehr und wollte das Haus verlassen, um einem Andern den Platz nicht zu versperren; aber der Professor und seine Frau ließen sie nicht fort; sie war eine Hülfe wie wenn sie Arzt und Geistlicher und Hausordnerin zugleich wäre. Ja, sie war ein wahrer Segen für das Haus.

Wer sich nicht mehr zu helfen wußte, wendete sich an die Doctorin, da schlüpfte man unter wie bei einer Gluckhenne, und sie hat eine Stimme — es ist nicht recht, wenn ich sage wie eine Gluckhenne, und doch hat sie etwas davon — ich meine, so sorglich, so warm, so behütend, so mütterlich lockend.

Wie Jedes seine besondere Medizin braucht, so auch seinen besondern Muthzuspruch. Sie hat Jedem geduldig seine Klagen abgenommen, und das thut schon gut und ein einziges tröstliches Wort hilft auf.

Nicht die Schmerzen sind es oft, die die Kranken so arg plagen, die Langeweile plagt sie noch viel mehr.

Da waren kranke junge Mädchen, die wußten gar nicht, was sie mit sich anfangen sollten, und verfielen auf Allerlei; diese lehrte nun die Doktorin verschiedene Handarbeiten und überhaupt sich vorbereiten und üben für den unglücklichen Fall, damit sie dann für sich selber und für Andere was nutz sind und nicht hülflos sich selber und Anderen zur Last.

Blind sein ist gewiß hart, aber noch härter ist die Furcht blind zu werden. Die Doktorin hat Viele gestärkt, sich ins Unabänderliche zu finden.

Vergiß nicht, Kind, sagte sie oft, die Liebe stammt aus der Geduld, wie es im Evangelium heißt. Der Augenkranke muß viel fragen, weil er nicht sehen kann, und da laß nie Ungeduld über Dich kommen, der Du nicht weißt, was Augenfinsterniß ist, was es heißt, den Fuß nicht mehr heben, sondern immer schleichen und mit Händen und Füßen tasten müssen, den Bissen nicht sehen, den man zum Munde führt, keine Blume, keine Helligkeit, kein Menschenantlitz. Hab' Geduld und Du findest Liebe in Dir und in Anderen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ich muß aber noch von einigen Andern erzählen, nicht von Allen, das wäre zu viel, aber Einiger muß ich noch gedenken, vor dem Letzten, was eingetroffen ist. —

Wir hatten eine Frau im Hause, auch eine Baronin von Haueisen, sie war Geschwisterkind vom Rittmeister; ich habe ihr aber nicht gesagt, daß ich den kenne, sie kann nichts dafür, daß er ihr Vetter ist, und sie war auch ganz anders, sanft wie ein

Engel. Ich habe ihr einmal einen Brief ihres Vetters aus Italien vorlesen müssen. Ich hab' es nicht gern gethan, aber auf der Stelle wo ich bin, darf man nicht nach Gernthun fragen. Der Brief des Rittmeisters war so ordentlich, so herzlich, wie wenn er von einem rechtschaffenen Mann wäre. Der Rittmeister ließ sichs wohl sein und dachte nicht daran, wie es denen geht, die er ausgeraubt hat.

Die Baronin wollte mir eine Antwort an ihren Vetter diktiren, ich machte mich aber davon los. Ich konnte nicht Liebes und Gutes an den Mann schreiben.

Die Baronin Haueisen war eine feine grundgute Frau, es sind eben in einer Familie nicht Alle gleich. Sie sagte einmal:

„Ich muß es als eine Fügung Gottes erkennen, daß er mich hat so krank werden lassen; ich habe erst dadurch erfahren, wie viel Liebe und gute Pflege es auf der Welt giebt.“

Sie ist geheilt entlassen worden und hat uns rührend gedankt.

Ja, Schöneres giebts nicht und Besseres kommt nicht aus dem Herzen, als in der Stunde, da Kranke geheilt davongehen. Manche haben's nicht sagen können und haben mir dann von daheim geschrieben.

Es ist aber nicht immer Alles schön und gut gewesen bei uns. Viele Kranke, besonders die durch den Trunk so geworden sind, waren gar wüst, und einmal ist uns einer am dritten Tag verrückt geworden. Das war ein Auswanderungs-Agent, der viele Menschen in Länder verführt hatte, wo sie bald starben. Er muß sie Spatzenköpfe geheißen haben, denn das Wort hat er immer gerufen, bis man ihn in der Zwangsjacke fortbrachte.

Ich hatte schon lange nicht mehr an den Rittmeister gedacht. Jetzt als der Mann in Reue über sein Sündengeschäft wahnsinnig wurde, jetzt habe ich an den Rittmeister denken müssen.

Muß der nicht auch so enden? —

Ich muß aber meine Gedanken noch einmal zurückwenden.

Am meisten Geduld hat man natürlich mit Kindern haben müssen. Da brachten uns Eltern ein Kind und sagten, es sei so bös, daß es nicht ruhig werde, bis man es schlage. Ich redete mit dem Kind, und es versprach mir, sich bei der Operation und besonders nachher ruhig zu halten, und es hielt Wort und ich war ganz glücklich, wie Alles so gut ging.

Das Kind hatte einen Charakter, so stark wie ein Mann, und dabei so folgsam und gewissenhaft; es durfte nicht sprechen und sich nicht bewegen, und es hat sich verhalten, wie wenn es stumm und unbeweglich wäre. Es ist ein tüchtiges Mädchen geworden und ist jetzt Telegraphistin auf dem Bahnhof in Zürich.

Ich will nur noch von der Seridja und dem sternkundigen Professor erzählen. Das gehört zu dem letzten, was nachher über mich gekommen ist, und von wem? Vom Rittmeister.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages sagte mir unser Professor, ich müsse auf einige Zeit die Anstalt verlassen, die Engländerin aus Indien, die ich schon in Heyden gesehen habe, sei mit ihrem Kinde angekommen; das Kind sei falsch operirt worden und sei nun noch böser als je. Die Operation werde nicht im Hause, sondern im Hotel Bauer am See gemacht; auch die Heilungszeit müsse dort abgewartet werden.

Ich ging nicht gern [illegible]
konnte mir gar nicht denken [illegible]
weg solle; aber die [illegible]
ich bin eben ein Soldat, [illegible]
geschickt wird, und abge[illegible]

Ich siedelte also [illegible]
wer stand unter dem [illegible]
grüne Schürze an? [illegible]
mir nur mit den Augen [illegible]
daß er mich kennt.

Die Engländerin [illegible]
schon angekündigt. [illegible]
dern Hausknecht weg, [illegible]
Schulter, trug ihn in [illegible]
auch Lift — mit dem [illegible]
sagte:

„Steigen Sie nur [illegible]

Ich folgte ihm, [illegible] ng
gurgelte, es ging in [illegible] ging
die aufstieg, brannte [illegible] ange-
war, als ob ich [illegible]

[illegible] Ist Dir's
[illegible] geben? Sei

„Ja."

„Wir wollen aber vor den Leuten nicht merken lassen, daß wir uns kennen. O lieber Gott! O guter Gott! Was machst Du Alles . . ."

Weiter ist nichts geredet worden. Wir waren schnell oben im dritten Stock, die Maschine hielt an, der Ronymus nahm meinen Koffer wieder auf die Schulter und trug ihn in mein Zimmer.

Jetzt wischte er sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht; er hörte aber gar nicht auf und wischte immerfort, er trocknete wol noch Anderes ab und stand da und athmete schwer.

„Ich trag' sonst das Siebenfache von dem da leicht," sagte er endlich, „ich hab' ja bei Dir daheim einen Maltersack Hafer selber aufgeladen und auf die obere Bühne getragen wie eine Feder. Sag', hast Du gewußt, daß ich hier bin?"

„Nein."

„Aber ich wußte, daß Du hier bist; ich hab' es meinen Eltern geschrieben. Ich weiß es schon lang, aber ich hab' Dich nicht in Ungelegenheit bringen wollen. Soll ich sagen, daß ich Knecht bei Deinem Vater gewesen bin? Ich habe gefürchtet, ich verrath mich, will sagen, ich verrathe Dich —"

Der gute Mensch konnte nicht weiter, und mir fuhr es wie ein Blitz durch alle Glieder: der Ronymus hat Dich gern. Nein, die treue Seele soll nicht unglücklich durch mich werden.

Ich glaub', daß doch auch noch vom Großbauernstolz in mir war und ich war auch jetzt feiner gewöhnt. Ich sagte:

„Ich bin gern in der Anstalt und ich bleib da mein Leben lang.“

„Ja, ja,“ sagte er, „ich will Dir auch nur noch sagen, ich weiß, was Du an meiner Mutter und an meinem Vater gethan hast. Deine Schuhe, die lasse ich nicht von meinem Unterknecht putzen, die putz ich Dir jeden Tag selber; ich möcht' Dir die Händ' unter die Füß' legen. Sieh mich nicht so verwundert an. Sei froh, Du hast einen Menschen um Dich ... Still! Es kommt Jemand .. Befehlen Sie sonst noch was?“ schloß er plötzlich mit ganz anderm Ton, der Schelm.

Unser Professor kam, und der Ronymus ging davon. Der Professor mußte mir doch was angesehen haben, denn er sagte:

„Gitta, Du siehst so betroffen aus. Ist Dirs denn so schwer, aus der Anstalt fortzugehen? Sei

nur ruhig, es wird Dir schon gefallen, und Du hast hier viel mehr freie Zeit. Ich möchte Dich aber heute nicht zum Assistenten haben. Laß einmal Deinen Puls fühlen. Ja, Du hast etwas Fieber."

Ich hab's auch gehabt. Nicht wegen des Ronymus, den bring' ich schon zurecht, das fehlt nicht; aber jetzt kommt das alte Leben wieder auf mich nieder, und ich habe fast ganz vergessen, woher ich komme und was überhaupt gewesen ist.

Aber jung sein ist eine schöne Sache, und eine gute Pflicht dabei, noch mehr. Ich bin ein Soldat, der auf den Posten geschickt ist, das fällt mir jetzt wieder ein und da heißt es, wach sein und sich um nichts nebenaus kümmern.

Unser Professor erklärte mir nun, ich hätte die besonders schwere Aufgabe, das rothhaarige Kind ruhig zu machen; das sei ein kleiner Teufel, den wir wol chloroformiren, aber in dieser Aufregung nicht heilen könnten.

„Du kennst ja die Seridja noch von Heyden her."

Der Professor führte mich nun zu dem Kinde und sagte:

„Hier, Seridja, hier hab' ich Dir eine gute Freundin gebracht."

Wie ich dem Kinde nahe kam, schrie es, als ob es am Spieß stecke, und wie ich mich niederbeugte, wollte es mich an den Haaren zerren und schlug mir mit beiden Fäusten ins Gesicht.

„Gelt, Kind, Du hast mich nicht schlagen wollen?“ sag' ich, „gelt, Du hast arge Schmerzen, die Dich so bös machen? Du hast Deine Schmerzen schlagen wollen.“

Wie ich das sage, schreit das Kind:

„Geh fort, geh fort. Ich will Dich nicht. Nein, bleib da, bleib jetzt. Wie heißt Du denn?“

„Gitta!“

„Gitta! Gitta! Gitta! Das ist lustig. Komm, gieb mir die Hand, ich thu' Dir nichts; ja meine Schmerzen sind bös, so bös.“

Ich gab ihm die Hand, und es streichelte sie.

Die Mutter und der Professor sahen einander an, und was sie dachten, denke ich auch: das Kind ist bezwungen, das kriege ich in die Hand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Professor ging fort und auf dem Flur sagte er, es sei gescheit von mir gewesen, daß ich so zu dem Kinde geredet habe. Es war aber gar nicht gescheit von mir, es war mein voller Ernst, und wenn's das nicht gewesen wäre, hätte es auch nichts genützt.

Das Kind ist nicht gleich vom ersten Tage an zahm geworden, aber wenn ich gesagt habe, ich gehe fort, da hat es mich um Verzeihung gebeten und mir Alles schenken wollen.

Ich darf sagen, ich hab' mit der Seridja Geduld gehabt, wie man mehr nicht haben kann; ich hab' auch der Mutter geholfen, die gar nicht mehr mit ihrem Kinde hatte auskommen können. Lieber Gott! Das ist ein lebenslustiges übermüthiges Geschöpf, das möcht' gern springen und hüpfen und muß nun so daliegen, kann mit nichts spielen, hat nie was Ordentliches gesehen und kann sich an nichts erinnern und weiß nicht, ob es in Rom, in Konstantinopel oder in Zürich ist. Das Kind ist in den dreizehn Jahren seines Lebens in allen Län-

dern gewesen, kennt alle Sprachen, weiß wie man Hund in allen Sprachen sagt, weiß aber kaum mehr, wie ein Hund aussieht. Das ist ein bitteres Elend.

Die Mutter hatte es jetzt besser; Stunden lang und auch halbe Tage durfte sie von dem Kinde fort und sich wieder auffrischen; sie war ganz herabgekommen gewesen.

Als der Professor wiederkam, sagte ich ihm, daß man dem Kinde unsern braven Hund, den Rack, geben müsse. Er fragte mich, ob das Kind selber den Wunsch nach einem Hunde geäußert habe; ich sagte, daß es nur mein Gedanke sei, das Kind müsse etwas Lebendiges zum Spielen haben. Der Professor brachte nun unsern Rack. Das gute Thier blinzelte mir zu mit seinen so herzgetreuen, grundehrlichen Augen, wie wenn es mir sagen wollte: ich weiß auch, daß das arme Kind blind ist und wir zwei lassen uns von ihm zerren oder liebkosen, wie es eben mag.

Seridja war auch ganz glückselig mit dem Rack, ich habe ihr sagen müssen, wie der Hund aussieht; es war ein schöner schwarzer Hühnerhund mit langen Ohren, weißer Schnauze, weißem Bleß und weißen Füßen. Das Kind hat Stunden mit Rack plau-

dern können, und das hat die Mutter noch viel erleichtert.

Ich mußte neben Seridja schlafen und ihr erzählen, bis sie einschlief. Ich habe dem Kinde alle Geschichten erzählt, die ich wußte; auch Stücke aus meinem Leben. Wie ich von unseren verlorenen Gänsen erzählte, die wieder gekommen sind und schnattern und plaudern und basen, da hat das Kind mit mir den Gänsen nachgeahmt und ich hab' ihm das noch oft und oft vormachen müssen.

Von unserm reichen Leben habe ich nichts erzählt, aber davon, daß ich auch Steine geklopft habe an der Straße, und da rief das Kind: „Mutter, die Gitta hat noch ärgere Proben bestehen müssen, als die Prinzessin im Märchen; die hat doch nur Gänse gehütet und Beeren gesammelt im Wald, aber Steine hat sie nicht geklopft. Gitta! Du wirst noch viel mehr als Königin!“

Wir lachten über das Kind, und gescheit wie es war und stark in Fragen, wollte es wissen, ob die Steine sich leichter bei Regen oder bei Sonnenschein zerspalten; Alles wollte es wissen.

Ich erzählte auch, daß dem Weger ein Steinsplitter ins Auge geflogen sei — o weh! das Kind

schreit wie besessen, es spürt den Steinsplitter in seinen Augen und schreit wie toll: „thu' mir ihn heraus! heraus!"

Jetzt war auf viele Tage wieder Alles verdorben; die Mutter zankte mich, weil ich dem Kinde solcherlei erzählt habe, und ich machte mir auch Vorwürfe. Ich habe aber nichts mehr zu erzählen gewußt, und das Kind wollte sich nicht aus Büchern vorlesen lassen. Ich habe mir also viele Geschichten auswendig gelernt.

Etwas Anderes wachte auch wieder bei mir auf. Ich wußte ja von den Eichenschälerinnen und von der Bonifacia viele Lieder. Ich sang also dem Kinde vor, und es lernte alle Lieder schnell; es hatte eine schöne Stimme und wir sangen mit einander, es ging wie zusammengepaßt.

Heiter sein, das ist besonders gut für die Heilung.

Der Professor hatte alles Vertrauen für das Gelingen der Operation, aber das Kind mußte ruhig und geduldig sein lernen für die Zeit der Heilung, sonst war Alles vergebens, ja noch schlimmer als vorher.

Ich war manchmal bös auf die Mutter; solch eine feine vornehme Frau hätte bei alledem das

Kind nicht sollen so verwildern und unbändig werden lassen. Das Kind war ein wahrer Tyrann; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hat man ohne Unterlaß ihm immer etwas erzählen oder mit ihm treiben müssen. Ich habe oft nicht mehr gewußt, wo aus noch ein.

Nun hat sich aber etwas Gutes gefunden. Ich bat das Kind, mich englisch zu lehren. Das hat ihm wohlgefallen. Ich habe Tag für Tag so und so viel Worte und Redensarten lernen müssen, und das Kind war ganz glücklich, Schulmeister zu spielen. Ich habe geläufig englisch sprechen können, jetzt freilich hab' ichs wieder verlernt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie es mit dem Ronymus war?

Ganz gut, er hat eine brave, bedächtige Art, er hat viel von seinem Vater. Er erzählte mir, daß er etwas voran bringe, und daß er hoffe, noch weiter zu kommen. Das Soldatenleben hatte einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht; er erzählte mir, daß die Schweizer gern Deutsche zu Dienst-

boten haben, besonders gern gediente Soldaten. Er plagte mich nicht mit Liebessachen, mit keinem Wort, und ich habe gemeint, ich hätte mir etwas eingebildet und unnöthige Sorgen gemacht. Er war ehrerbietig gegen mich, nur wollte er sich nicht drein finden, daß ich, die Prinzeß vom Schlehenhof, dienen müsse, und noch dazu als Krankenwärterin.

Vor der Engländerin hatten wir kein Hehl daraus, daß wir uns von Kindheit an kennen, und der Nonymus muß ihr einmal gesagt haben, daß ich von vornehmer Herkunft sei. Die Engländerin hat, so oft es Gelegenheit gegeben hat, sich gern mit dem Nonymus unterhalten, er ist so gradaus und lustig dabei; er ist gar froh, daß er tagtäglich sein kleines Vermögen wachsen sieht; er hat auch schon zwei Aecker und eine Wiese daheim gekauft. Der Nonymus war eben anders als ich, er dachte gern zurück an die Vergangenheit und freute sich, daß es jetzt besser geht; ich dagegen mochte von der Vergangenheit nichts wissen.

Der Nonymus ist noch heute so, er erinnert sich bei jeder Gelegenheit an die frühere Armuthei und ist immer dankbar für Alles, was eben jetzt ist.

Eines Tages, als ich dem Ronymus über die Engländerin klagte, daß sie immer wieder verderbe, was ich an dem Kinde gut mache, sagte er:

„Wie kannst Du Dich nur über diese Frau ärgern? Die ist ja einfältig, dumm wie Bohnenstroh."

Ich sah das jetzt auch; man kann mit den feinsten Kleidern und dem größten Reichthum doch dumm sein. Mir wurde jetzt Alles viel klarer, und ich ärgerte mich nicht mehr über die Frau, sie war eben dumm und hatte keine Einsicht.

Wie gesagt, mit Liebessachen hat mich der Ronymus verschont, nur einmal sagte er:

„Was meinst, was zwei so gute Augen werth sind?"

„O Du Schmeichler!"

„Was Schmeichler! Ich meine ja gar nicht Dich, ich red' von meinen eigenen Augen. Die Kranken können Dir sagen, was gute Augen werth sind. Es ist nur gut, daß sie sie nicht kaufen können; sonst müßten wir blind herumlaufen. O! Und wenn gute Augen erst einen gut ansehen ... Hui! Da klingelt's wieder!"

„Ja, mach', daß du fort kommst."

Der Ronymus ging davon.

Ich hatte etwas in der Stadt zu besorgen gehabt, ich kehrte in den Gasthof zurück, ich fuhr mit dem Lupf in die Höhe, ich blieb stehen; auf der Bank saß eine verschleierte Frau und ein verschleierter Mann, ich sah sie kaum in dem wenig erleuchteten Raum. Ich hörte aber, wie die Frau sagte:

„Wenn Du krank sein willst, so sei auch recht krank, geh' in ein Hospital, aber ich, ich bin keine Krankenwärterin."

Der Mann seufzte und sagte nichts.

Die Beiden stiegen im ersten Stock aus, ich fuhr weiter in die Höhe, aber ich wurde es nicht los; mir war, wie wenn ich die Stimme der Frau schon einmal gehört hätte. Kann das nicht der Rittmeister und seine Frau gewesen sein? Ich schalt mich aus über meine einfältige Ahnung.

Andern Tages bat ich den Nonymus, er solle sich doch im Comptoir erkundigen, ob nicht der Rittmeister und seine Frau im Gasthof gewesen seien.

„Das brauche ich nicht mehr zu erkundigen. Einer von unseren Omnibus=Kutschern war der Jokey bei ihm, den er ins Unglück gebracht hat; der hat ihn gleich erkannt. Ja, sie sind's gewesen, sind

aber schon wieder fort. Er hat Deinen Professor berathen, er hat gealtert und sie auch, aber er färbt sich den Bart und sie färbt sich die Backen. Im ganzen Haus hat Alles davon geredet, wie die Beiden mit einander zanken; sie ist allein an die Tafel gegangen, schön geputzt, und wie man ihm das Essen gebracht hat, hat sie sich auf den Balkon gesetzt, sie will nicht sehen, wie er ißt. Ich hab' ihnen die Koffer gepackt. Er hat noch einen Schein und hat sich die Augenlider mit der Hand hoch gehalten und mich betrachtet, wie wenn er sagen wollte: Dich habe ich schon gesehen, weiß nur nicht, wo ich Dich hinthun soll .. Ja, aber ich weiß, wo ich ihn hinthun möcht', den Waldmörder, den Menschenmörder, den Räuber. Wenn ich einmal in den Himmel komm', ins Paradies, da beding' ich mir bei unserm Herrgott aus: er muß mir jeden Tag ein paar Stunden Urlaub geben, daß ich in die Hölle hinunter darf, um den Rittmeister zu zwacken. Der soll spüren, was ich kann; das soll meine beste Seligkeit sein."

„Du bist bös. Ich will nicht mehr an den Rittmeister denken. Wenn man böse Gedanken auf einen Menschen hat, verdirbt man sich selber damit."

„Ja, ja, soll so sein, ist auch nicht nöthig. Der Mann ist schon gestraft genug, er hat eine böse Frau, da ist er mit Allem versorgt.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ich hatte jetzt Anderes zu thun und zu denken, da durfte kein Gedanke nebenaus gehen, da mußte man mit Leib und Seele dabei sein.

Wir konnten Seridja chloroformiren, und die Operation ging leicht und regelrecht. Als sie wieder aufwachte, bat ich sie, nicht zu reden und sich nicht zu rühren; sie sagte nichts als — Rack!

Der Hund hatte verstanden, er ging ans Bett, legte seinen Kopf auf den Rand der Matratze, und das Kind legte seine Hand auf den Kopf und so waren die Beiden stundenlang ruhig und lautlos. Ich hatte nur zu thun, um die Mutter zu beruhigen, die darüber ganz außer sich war und Angst hatte und das Kind zum Reden bringen wollte.

Es ist ein Glück, wenn man von Jemand weiß, es ist dumm, da hat man die rechte Geduld; das kann ja nicht anders.

Es ist das Beste, wenn der erste Verband recht lang liegen bleiben kann; ich sagte das dem Kind, ich sah, wie es die Zähne zusammenbiß und still den Hund zerrte, sie blieben aber beide ruhig und lautlos.

Ich sitze bei dem Kinde in der Dunkelstube, hier ist Nacht, draußen ist Tag, wir sehen nichts davon; draußen ist wol Lärm und Getriebe, ich höre nichts als den Athem des Kindes und den des Hundes, er seufzt manchmal tief.

Alles ist gut geworden. Als das Kind wieder zum ersten Mal reden durfte, sagte es:

„Ich habe in Gedanken mit Dir Steine geklopft, und da sind Feuerfunken heraus, und die haben gesungen, so schön, so sanft, aber keine Lieder, nur schön geklungen hat's.“

Das Kind war wie verwandelt und hat mir geholfen, die Mutter zu beruhigen, die es immer küssen und umarmen wollte. Sie weinte vor Freude und ich hatte die größte Angst, daß sie das Kind auch weinen macht; aber es hielt sich tapfer.

Wir gewöhnten das Kind allmählig ans Licht und mir sind die Thränen in die Augen gekommen, wie das Kind sagte:

„Ich seh' Dich, Mutter, ich seh' Dich, Gitta, und ich seh' Dich, Rack."

Wir durften zum ersten Mal mit einander ausgehen an den See. Es war ein bedeckter Tag, keine Sonne am Himmel, Seridja küßte mir die Hand, dann sagte sie:

„Schau wie sich der Rack freut, der möchte gewiß auch gern sagen, wie er sich freut, daß ich sehen kann. O die Bäume und das Wasser und die Menschen und die Häuser und die Schiffe . . ."

Ich habe Seridja natürlich gedämpft, so viel als möglich. Sie war auch still, nach einer Weile rief sie aber wieder:

„O! So weit! So weit! Wie ist die Welt so weit und der Himmel so hoch! Ich meine aber, ich kann ihn anfassen."

Alle Leute, die uns begegneten, sahen uns an, wie wenn sie auch wüßten, daß das ein Blindes gewesen ist; sie blieben stehen und betrachteten das Kind. Ja, ein schöneres Menschenkind hat man nicht sehen können; es hatte goldrothes Lockenhaar und das ganze Gesicht wie das schönste Gemälde, und erst die Augen! Die waren so veilchenblau und glänzten, und das ganze Gesicht war wie lauter

Licht, wie wenn da überall Helligkeit davon ausstrahlte.

Jetzt ging aber bei Seridja das Fragen erst recht an. Als wir zum ersten Mal auf die Landstraße kamen, wies sie auf die zerkleinerten Steine, hob einen auf und wollte wissen, in welche Form man sie zerschlagen muß — man kriegt viereckig nicht heraus — und welches die tauglichsten Steine seien.

Das Fragen machte mich ganz wirr.

Ich hatte gemeint, ich dürfe jetzt wieder heim, aber der Professor sagte mir, die Mutter könne wieder Alles verderben, ich müsse also noch bleiben und Acht haben.

Wir sind auch manchmal auf dem See umhergefahren, den ich seit Jahren von da oben gesehen hatte; auch sind wir einmal auf den Rigi und da oben über Nacht geblieben. Die vielen Menschen waren glücklich über den Sonnenaufgang, natürlich am meisten die Seridja. Ich für mich muß sagen, es war schön, just etwas Besonderes aber nicht.

Ich bin mit Rack wieder in die Anstalt zurück. Der Hund hat seine Freude, daß er wieder heim darf, laut gegeben; ich bin still und langsam den Berg hinan gegangen.

Ja, wegen des Rack sind die Mutter und Seridja mir bös geworden und arg undankbar.

Seridja hatte den Hund behalten wollen, und ich war voreilig, ich hätte den Professor sollen zuerst reden lassen; nun aber sagte ich, daß der Hund eine Wohlthat für alle Kranke sei und ihn nicht ein Einzelnes behalten dürfe. Der Professor stimmte mir bei, aber die schönen Augen der Seridja konnten auch gar bös blicken, giftig und ingrimmig. Sie hatte eben noch nie erfahren, daß man ihr auch was versagen könne, und es war eine ganz andere Stimme, wie sie beim Abschied zu mir sagte:

„Du kannst gehen mitsammt dem Hund. Fort, fort mit Euch . . .“

Die Mutter und Seridja verließen auch bald den Gasthof und wohnten bescheiden in einem Landhaus am See. Sie warteten auf den Vater, der aus Indien kommen sollte, sie warteten seit Langem vergebens und auch die Geldsendung blieb aus.

Nun ward Ronymus der Annehmer von der Mutter und Tochter und stand ihnen in Allem bei, er hat freilich auch Vortheil davon gehabt.

Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Jetzt komme ich auf den Gaul. Die Engländerin hat mir

einen Schmuck gegeben, den ich im Pfandhaus versetzen solle. Ich gehe auch hin und frage was er werth sei, er ist viel werth, so ist keiner in der ganzen Schweiz. Das Pfandhaus borgt nur das Drittel vom Werth auf das Pfand. Ich denke, das kannst Du auch, und wenn das Unterpfand nicht eingelöst wird, hast Du den dreifachen Werth und hohe Zinsen in jedem Fall."

Ich muß gestehen, ich hatte Wohlgefallen an Ronymus, er war mehr als ich gemeint habe; aber ich wollte von dem Geldverdienen nichts mehr wissen, ich habe genug davon erleiden müssen.

Ich muß auch gestehen, es kränkte mich doch noch, daß die Mutter und die Seridja so undankbar gegen mich waren. Sie kannten mich nicht mehr, sie brauchten mich ja nicht mehr. Von der Mutter verdroß es mich weniger, sie war dumm, und ich habe noch keinen gescheiten Menschen kennen gelernt, der undankbar war; aber die Seridja! Ich mußte es verwinden, aber weh that's.

Der Vater ist aus Indien gekommen, ist mit Frau und Tochter abgereist, bei mir haben sie keinen Abschied genommen.

Der Ronymus kam und berichtete mir, welch

ein Glück er gemacht habe; der Engländer habe ihm Alles baar bezahlt und noch ein gut Stück Geld dazu gegeben.

„Eigentlich," sagte er und sah mich dabei so seltsam an: „Eigentlich müßte ich Dir die Hälfte abgeben, denn daß ich mit der Engländerin so gut bekannt geworden bin, verdanke ich Dir. Aber ich meine, wir lassen die beiden Hälften bei einander und haben sie zusammen."

Ich verstand wohl, was er meinte, aber ich sagte nichts drauf.

Ich klagte der Doktorin mein Leid über den Undank. Sie nahm mir Alles geduldig ab und sagte endlich:

„Du vergißt immer wieder, daß es böse Menschen giebt. Laß Dich dadurch ja nicht verleiten, gegen Andere hartherzig zu sein. Was können diese dafür, daß sie darunter leiden sollen? Und wenn man's recht betrachtet, braucht man keinen Lohn und keinen Dank. Wir thun unseren Nebenmenschen das Gute, weil es gut ist, und da ist Lohn genug in dem Glück, Gutes thun zu dürfen. Es giebt Menschen, an denen auch Leid und Elend nichts bessert, und doch ist das die heilige Lehre, daß aus Leiden Seligkeit stammt."

Die Doktorin mußte mirs angesehen haben, daß ich denke: Woher hat's nur die Frau, daß sie so über die Welt weg redet, als ob sie gar nicht mit thäte, und sie thut doch rechtschaffen mit?

Das mußte mir die Doktorin angesehen haben, und sie sagte:

„Gitta! Ich gehe bald fort, ich weiß nicht, ob ich Dich je im Leben wieder sehe. Ich wünsche den Tod nicht, aber ich erwarte ihn ruhig. Ich muß Dir doch noch meine Geschichte erzählen. Sie ist Dir vielleicht auch gut."

Die Doktorin erzählte. Ich meine, ich höre sie jetzt noch sprechen, und könnte ihr Wort für Wort nacherzählen:

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Wenn Du es noch nicht weißt, sollst Du es von heute an wissen; ich war eine Jüdin und bin Christin geworden; ich wurde zugleich mit meinem Manne getauft, bald nach unserer Hochzeit. Mein Mann war ungläubig, ihm waren alle Religions-

formen gleichgültig. So lange die Juden nicht die gleichen Rechte wie die Christen hatten, wäre er nie Christ geworden, denn er fand es verwerflich, durch Uebertritt zu einer andern Religion einen Gewinn zu erringen. Nun aber schwand durch neue Gesetze jeder bürgerliche Unterschied zwischen den Religionen. Wir ließen uns in der protestantischen Kirche taufen. Mein Mann blieb ungläubig, ich für mich habe eine inbrünstige Liebe zu Jesus Christus, der durch Leben und Lehre so hoch steht, wie keiner außer ihm.

Freilich, was viele Geistliche aus ihm machen, das macht ihn unkenntlich. Er würde viele seiner Bekenner aus dem Tempel jagen, wenn er sähe, wie sie die Nichtchristen und vor Allem die Juden ansehen. Wenn die Apostel heute noch lebten, müßten sie sich getaufte Juden nennen oder vielmehr schelten lassen, denn die Menschen christlicher Abstammung sagen das mit einem gewissen Hochmuth.

Mein Mann war ein gut beschäftigter Arzt, voll Eifer für seinen Beruf und immer einer der ersten, wenn für die Gemeinde und das ganze Land etwas zu thun war.

Da kam die Revolution vom Jahre 1848 und dann das Jahr drauf die provisorische Regierung

in unserm Lande. Mein Mann wurde in dieselbe berufen. Sie wurde niedergeworfen, mein Mann wurde ins Gefängniß gebracht, der standrechtliche Tod drohte ihm. Ich in meinem damaligen Zustande litt unsäglich. Das Kind war todt, und da man für mein Leben fürchtete, durfte mein Mann mich auf meinem Krankenlager besuchen. Zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr traten mit ihm in mein Zimmer. Ich will nicht erzählen, was wir litten; wir hielten uns stark. Wir sahen uns zum letzten Mal. Ich wurde wieder gesund, soweit das Gesundheit ist; mein Mann starb im Gefängniß, ich erfuhr es erst nach Wochen, als ich aus dem Fieber erwachte.

Mein Mann ist auf dem protestantischen Kirchhof der Festung begraben. Ich mußte meines Brustleidens wegen in die südliche Schweiz.

Ich könnte Dir tagelang erzählen. Man hat daran gearbeitet, mir die Seele zu verbittern; es ist nicht gelungen, so wenig es gelungen ist, meinen Vorfahren durch bald zwei Jahrtausende lange Qualen das Gemüth zu verderben und sie zu entmenschen.

Nur eins will ich erzählen. Ich lebte in einer Pension, in der fast nur Deutsche waren. Es war

ein schönes geselliges Zusammenleben, bis ein Geistlicher aus — ich will den Ort nicht nennen, die anderen Bewohner sollen damit nicht gekränkt werden — also ein Geistlicher kam, der auch krank war.

Man sah mir wol die geborene Jüdin an, ich hatte kohlschwarzes Haar, und nun begann ein Zischeln und Heimlichreden, das mich aber wenig kümmerte.

Der Geistliche fühlte sich stark genug, sein Amt auch hier zu üben, und er predigte, sich auf Bibeltexte berufend, in den bittersten Worten gegen die Juden.

Alles sah auf mich, und sie mögens mir angesehen haben, daß ich dieser Anwendung des Textes widersprach. Der Geistliche hatte ein Zorneswort des Apostels, das noch mitten im Kampfe um die neue Lehre ausgestoßen war, auf die Gegenwart angewendet. Er verstand nicht die Hoheit Jesu Christi zu fassen und jene erhabene Heilsbotschaft, daß alle Menschen Kinder Gottes sind.

Ich kam in den Gesellschaftssaal, Alles zog sich von mir zurück; ich sah, daß ich in Acht und Bann gethan war. Ich verließ das Haus und zog in ein anderes.

Ich hätte ja leicht sagen können, ich bin getauft, aber ich schämte mich dessen, daß sich Menschen nach dem Heiland nennen und so zu handeln vermögen.

Ein Edelmann aus Pommern, er war auch Rittmeister, war der einzige, der sich meiner annahm.

Er hatte bisher keinen Menschen jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens gekannt, aber er hielt es für Pflicht, sich der von Lieblosigkeit und Härte Verfolgten anzunehmen. Da ich seinen biedern, menschenfreundlichen Sinn erkannte, sagte ich ihm, daß ich Christin sei. Er war ein streng gläubiger Christ, aber von jenem Tage an zerfiel er mit dem Glauben. Ich darf sagen, daß es mir gelungen ist, ihn in der reinen Gotteserkenntniß fest zu halten.

Ich gestehe aber auch, in mir kochte Zorn und Haß. Ich habe mit diesen bösen Geistern gerungen, bis ich mir sagte: Nein, das sollen die Bösen nicht bewirken, daß sie mir das Herz vergiften. Nein, ich thue denen, die sich lügnerisch Christen, Bekenner der Religion der Liebe nennen, so viel Gutes als ich kann. Das freilich kann ich nicht, die Feinde lieben kann ich nicht, und ich kenne Niemand, der es vermag; ja ich glaube, das Wort ist nicht so

gemeint, sondern es gilt nur, was dann gesagt ist; Gutes thun kann ich und muß ich auch denen, die mich kränkten.

Nun aber geh, Gitta, die Erzählung hat mich doch angegriffen ...."

So redete die Doktorin. Sie starrte oft drein, wie wenn sie zu einem Unsichtbaren redete, und wenn ich sie ansah, lag auf ihrem Gesichte ein Glanz von Wehmuth und erhabener Ueberwindung der Welt.

Ich habe damals nicht vom Fleck fort gekonnt, ich hätte der Dulderin gern die Kniee geküßt, aber sie konnte so was nicht leiden.

Ich fragte sie, was aus dem Rittmeister aus Pommern geworden, und sie sagte, daß er bald gestorben sei, sie habe ihn gepflegt bis zu seinem letzten Athemzug.

Ich wollte nun gehen, die Doktorin aber sagte:

„Nein, bleib jetzt, es ist besser, wenn jetzt Jemand bei mir ist."

Wir haben noch lang stumm bei einander gesessen.

Ich bin bei der Doktorin geblieben bis sie eingeschlafen ist.

Wenige Tage darauf begleitete ich sie an die Bahn, der Professor und seine Frau waren auch da. Ich traf den Ronymus, und er sagte mir:

„Das Geld reicht jetzt bald aus. Ich treibe das Geschäft hier nicht mehr lang. Der Schmaje sucht uns ein schickliches Wirthshaus mit Aeckern und Wiesen und auch ein Stück Wald dazu. Da haben wir dann Alles.

„Wer wir?"

Der Ronymus sah zu Boden und athmete schwer, dann sagte er:

„Ha, mein Vater und ich. Leider Gottes hat's meine Mutter nicht mehr erlebt —"

Er hielt inne, er merkte, wie michs angriff, daß ich das jetzt so erfuhr, dann sagte er:

„Sie ist leicht gestorben und noch in der letzten Stunde hat sie an Dich gedacht, aber ich kann Dirs jetzt nicht sagen."

Ich ging heim in unsere Anstalt, mir war der Weg den Berg hinan so schwer wie noch nie; es kann wol sein, daß ich im Voraus gespürt habe, was jetzt erst kommt.

Also die Bonifacia, die treue Seele todt! Wie lebt der Weger und wie sieht es nun aus dort in

dem Häuschen? Wie ich das so denke, sehe ich die Blätter vom Baume fallen, und jener Herbsttag, an dem ich zum ersten Mal dem Rittmeister begegnete, geht mir in der Erinnerung auf.

Warum kommt das immer wieder? . . .

Wir hatten diesen Winter wieder das ganze Haus voll, und mir fehlte die gute Doktorin. Oft und oft habe ich gemeint, ich müsse zu ihr gehen und mir Raths bei ihr erholen, ich wußte mir nicht mehr allein zu helfen.

Endlich sagte ich mir: Halt! Das darf nicht sein. Du mußt so vielen Menschen beistehen, Du darfst nicht selber hülfsbedürftig sein.

Ich habe meine Pflichten wieder aufgenommen, wie wenn ich jetzt erst anfinge. Es war mir eine wahre Lust und es war mir leicht, treppauf treppab von einem zum andern zu gehen und Jedem etwas zu leisten.

Im Zimmer der Doktorin wohnte jetzt eine feine, aber schwächliche Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte um den Tod ihres Mannes.

Unser Professor meinte, es sei ihr schwerlich zu helfen, und er ließ es zu, daß sie fast den ganzen Tag Klavier spielte, obschon sie sehr schwächlich war.

Ihr Mann war ein berühmter Musiker, sie war seine Schülerin und ist mit ihm entflohen, er ist bald gestorben; sie spielte nun alle Stücke zu seiner Erinnerung.

Wir hatten auch einen berühmten Professor der Sternkunde, der sich in seinem Beruf das Augenlicht verdorben hatte. Er war in meiner besondern Obhut und unser Professor sagte, er werde geheilt; er war ein gar lieber geduldiger alter Herr, er bekam viel Besuch von überall her, lauter feine Männer und Frauen, und Alle dankten mir für meine gute Pflege.

O lieber Gott! Es giebt so viele gute Menschen auf der Welt, warum hat gerade so ein grundschlechter zu meinen Eltern auf den Hof kommen und uns verderben müssen?

Der Sternkundige ist geheilt entlassen worden. Man freut sich doch, wenn die Kranken uns geheilt verlassen, aber der Abschied von so guten feinen Menschen thut doch weh.

Das Zimmer des Sternkundigen wurde neu hergerichtet und noch ein zweites ward dazu genommen; es hieß, wir bekämen einen vornehmen und anspruchsvollen Kranken, und ich war zu seinem besondern Dienst bestimmt.

Warum war mir jetzt so bang?

Was mich wie eine schlimme Ahnung gepeinigt hatte, ist wirklich geworden. Der Rittmeister ist gekommen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Mittag fährt ein Wagen vor. Ich schaue aus dem Fenster, ein großer stattlicher Mann wird aus dem Wagen gehoben. Ich meine, ich muß aus dem Fenster stürzen, ich meine, ich muß rückwärts fallen. O lieber Gott! Das ist ja der Rittmeister! Und den soll ich pflegen und warten? Den? Nein, das thue ich nicht, ich bleib' nicht im Hause, mit dem Mann bleib' ich nicht unter einem Dach.

Er wird herauf geführt, er trappst in der Nebenstube, ich höre seine Stimme, ich habe mich nicht geirrt, er ist's.

Unser Professor öffnete die Zwischenthür und sagte zu mir:

„Komm herein."

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft hatte, in's andere Zimmer zu gehen. Da saß der Rittmeister

mit verbundenen Augen im Lehnstuhl und hatte die Hände in einander gefaltet. Der Professor sagte:

„Das ist Dein neuer Pflegling. Ich weiß, Du bist geduldig, sei es ganz besonders mit diesem Herrn.“

Ich konnte nicht einmal ein Ja vorbringen, es schnürte mir die Kehle zu. Der Rittmeister frug:

„Wie heißen Sie?“

Ich brachte meinen Namen nicht heraus, und der Professor sagte:

„Sie wird Gitta gerufen. Warum bist Du so starr? Du bist doch sonst —“

Der Rittmeister unterbrach ihn und fragte:

„Ist sie alt oder jung?“

„Jung.“

„Wo steht sie?“

Ich konnte nicht von der Stelle. Der Professor sagte zu mir:

„Was bist Du plötzlich so kindisch?“

Kindisch sagt er — ich meinte, ich müsse aufschreien und sagen: ich bin das Kind von dem, der durch diesen Mann zu Grunde gerichtet und in den Tod gejagt wurde.

Ich brachte aber kein Wort heraus, und der Rittmeister sagte:

„Tritt näher! Komm her!“

Es klang befehlerisch, er that den Handschuh ab, streckte die Hand aus, und der Professor führte mich am Arm zu ihm hin.

Ich mußte dem Räuber, dem Mörder die Hand geben. Er sagte:

„Warum zitterst Du? Hast nichts von mir zu fürchten, bin ein armer, verlassener blinder Mann.“

Dabei schluchzte er, daß es ihm Herzstöße gab. Ich hatte kein Mitleid mit ihm, mir ballten sich beide Hände, ich hätte ihn gern noch mit beiden Fäusten auf die Brust gestoßen und ihm dabei zugerufen: Du Räuber an meinem Vater! Du Mörder meines Vaters!

Unser Professor redete dem Rittmeister zu, er müsse stark und mannhaft sein, er dürfe nicht weinen, das verzögere die ohnedies so schwierige Operation um Tage, vielleicht um Wochen.

Der neue Assistent kam herzu, er war erst seit Kurzem bei uns, er war Militärarzt in Deutschland gewesen. Die beiden Aerzte schickten mich fort, sie nahmen nun nochmals eine Untersuchung vor.

Da stand ich nun draußen auf dem Flur, und wieder kam mir der Gedanke, ich bleibe keine Stunde mehr im Hause; ich kann nicht. Unserm Professor sage ich, warum ich fort muß, und er soll den schändlichen Menschen nicht heilen, der soll keinen Baum mehr sehen, keine Blume, kein Menschengesicht; blind soll man ihn in die Grube einscharren bei lebendigem Leibe . . .

Unser Professor kam heraus und sagte mir:

„Dein neuer Patient ist das gerade Gegentheil von dem Sternkundigen, der lauter Gutherzigkeit war; dieser ist voll Bosheit und Giftigkeit auf die Welt, weil das Leiden über ihn gekommen. Ja, Kind, wir dürfen nicht fragen, ob einer gut oder schlecht; wir wissen nur, er ist krank, und wir müssen helfen, so viel wir können. Ist Dein neuer Patient bösartig, so muß er gerade um so mehr gutartig behandelt werden; ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du das kannst."

Er ging mit dem Assistenten die Treppe hinab, und ich hörte noch, wie der Assistent sagte: „Nennen Sie dem Manne meinen Namen nicht. Ich kenne ihn von früher, ich stand bei seiner Schwadron."

„So? Da müssen Sie mir von ihm erzählen.

Er war offenbar ein gewaltthätiger Mensch, ich habe das auch an mir erfahren. Ich habe ihn eigentlich nicht ins Haus aufnehmen wollen und habe es nun doch gethan."

Er nannte auf lateinisch eine Krankheit.

Die Schritte der beiden Männer verhallten, ich stand am Treppengeländer und mußte mich dran festhalten, so schwindelte mir. Jetzt aber kam über mich, was die Doktorin gesagt hat: Man kann sich nicht zwingen, seinen Feind zu lieben, aber man kann sich zwingen, ihm zu helfen und ihm Gutes zu thun.

Das muß ich, das kann ich, das will ich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ich ging in die Stube, der Rittmeister stand am Fenster, er wendete sich um und fragte:

„Bist Du's? Schaller?"

Mir zitterte das Herz. Also der Schaller kommt auch? Der wird mich erkennen. Ich sagte, daß ich es sei, und er erwiderte barsch:

„Geh! Nein, bleib. Sag', was sieht man hier vom Fenster aus?“

Ich sagte, daß an diesem Fenster eine hohe Tanne stehe, da sehe man nicht viel, aber vom andern Fenster überschaue man den See und die Alpen.

„Du hast eine sonderbare Stimme,“ sagte er, „bist Du eine Schweizerin?“

Er wartete nicht bis ich antwortete und fragte wieder: „Woher kommt die Musik, die man jetzt hört?“

„Vom Dampfschiff auf dem See. Der Wind trägt manchmal den Klang hier herauf.“

„So? Die Welt ist lustig. Sie fahren mit Musik auf dem See. Nun geh'! Nur noch eins. Betrüg' mich nicht. Ich merke Alles. Nun geh'.“

Ich ging ins Nebenzimmer und war froh, daß ich mich setzen konnte.

Muß ich nicht dem Professor sagen, was der Rittmeister uns daheim angethan hat? Nein, ich trag's besser still ... aber dem Ronymus muß ich doch sagen, was mir auferlegt ist? Nein, dem auch nicht. Ich will Alles allein ...

Der Rittmeister im Nebenzimmer pfiff, er pfiff wunderschön, ganze Musikstücke.

Die Thür ging auf, der Rack kam herein.

„Ist nicht ein Hund bei Dir?“ rief der Rittmeister, er hatte ein wunderbar scharfes Gehör. Ich bejahte und befahl dem Rack, daß er zu dem Herrn gehe; er folgte mir zum ersten Mal nicht gradaus, ich mußte ihm streng befehlen.

Der Rittmeister betastete den Hund und sagte, das sei keine reine Rasse, der Hund stamme von Schäfer- und Hühnerhund ab. Rack sah mich an, wie wenn er jedes Wort verstanden hätte; er war gegen alle Menschen gut, nur gegen den Rittmeister nicht. Wer weiß, woran so ein Hund merkt, daß das kein braver Mann ist.

Alle Kranken hatten eine Freude dran, wenn ich ihnen ein Hauptstück vom Rack erzählte. Ich sagte zum Rittmeister: „Das ist ein kluges Thier. In einer bestimmten Ecke steht eine Gießkanne. Wenn der Rack Durst hat, nimmt er den Henkel ins Maul und trägt die Gießkanne herbei, daß man ihm Wasser eingieße, das er mit seiner langen Zunge ausleckt und dann trägt er die Kanne wieder an ihren Platz.“

Der Rack schüttelte den Kopf während ich das erzählte: diesem Manne solltest Du die Geschichte

nicht erzählen. — Und er hatte Recht. Denn der Rittmeister sagte: „Solche Geschichten gehen mich nichts an.“

Ich wußte sonst immer den Leuten Allerlei zu erzählen, jetzt aber wußte ich nichts mehr.

Ich mußte nun den Rittmeister an der Hand führen und ihm sagen, wo Alles in dem großen Zimmer stehe, die Tische, die Stühle und das Bett.

„Ist kein Spiegel im Zimmer?“ fragte er. Ich sagte Nein, und er lachte:

„Freilich, man sieht sich ja selber nicht. Erlaube, ich will mit der Hand erkennen, wie Du aussiehst.“

Er fuhr mir mit der Hand übers Gesicht, ich gab ihm mit der Faust einen Stoß, der wahrscheinlich ärger als nöthig, und er sagte:

„Gut, soll nicht mehr geschehen. Ist noch Tag oder schon Nacht?“

Ich sagte, daß eben die Sonne untergehe, und er rief wieder in seinem befehlerischen Tone: „Geh!“ Er war gewohnt, die Menschen hin und her zu schieben, als wären sie Stühle.

Ich stand im andern Zimmer am Fenster und sah hinaus, da war Himmel und Erde und Wasser

wie lauter rothes Gold. Ich wendete mich zurück, ich wußte nicht, warum.

Da hing an der Wand das Bild von dem großen Doktor von Berlin, und ich mußte denken: O Du! vielleicht hast Du auch einmal einen Feind von Dir, gewiß hast du auch schlechte Menschen geheilt. Du hast nichts gewollt als helfen. Ich kann nicht, was Du kannst, aber was Ich vermag, das will ich thun.

Wie ich das so dachte, war mirs, als ob er mir zulächelte.

Ja, es war doch wunderbar. Andern Tages sagte mir unser Professor, er habe die Nachricht bekommen, daß gestern Abend bei Sonnenuntergang der große Doktor von Berlin gestorben sei. Und in derselben Stunde hatte ich an ihn gedacht, und er mußte in seiner Sterbestunde gefühlt haben, wie vielen Menschen er die Sonne wiedergegeben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Tags darauf war der Rittmeister anders geworden und ich auch.

Als ich beim Erwachen dran dachte, wen ich zu pflegen habe, meinte ich wieder, ich könne es nicht und dürfe es nicht; ich könnte auch keine treue Pflegerin eines Menschen sein, den ich in Grund und Boden hinein verfluche. Ich habe bisher meine Pflicht gethan, jetzt müßte ich ungetreu an meiner Pflicht werden. Das muß ich dem Professor sagen. Und wieder dachte ich, was geht's dich an, wer der Kranke ist? Und er ist ja gestraft; er kann nicht mehr nach seinen Gelüsten leben, er muß sich fügen und hat keinen Willen mehr; man muß doch Erbarmen mit ihm haben, und er ist ja doppelt elend, blind mit einem bösen Gewissen.

Der Rittmeister rief mich und fragte, ob schon Tag sei, und dann sagte er, er sei gestern gewiß bös und heftig gewesen; man solle ihm das nicht verübeln, er leide bittere Schmerzen und dazu solche, die man mit keinen noch so feinen Instrumenten heilen könne.

„Ich war mit sehenden Augen blind,“ schloß er.

Eben als er das gesagt hatte, begann die Klavierspielerin über ihm, und mit heftiger Stimme rief er:

„Das dulde ich nicht, das darf nicht sein.“

Ich mußte den Professor rufen. Dieser erklärte dem Rittmeister, er solle es versuchen, sich an dem schönen Klavierspiel zu erfreuen, statt sich zu ärgern; wenn das in zwei Tagen nicht der Fall sei, werde man ihm andere Zimmer anweisen.

„Warum mir? Warum nicht dem Klavierklimpernden?“

„Ich muß bitten, etwas ruhiger mit mir zu reden,“ sagte der Professor. „Sie müssen Selbstbeherrschung und Fügsamkeit lernen; durch Ihre Heftigkeiten verschlimmern Sie Ihren Zustand und stören die Pflege und Heilung.“

Ganz gebändigt und zahm fragte nun der Rittmeister, wer es denn sei, der da oben Klavier spiele. Unser Professor erzählte von der Frau, die in Gram um ihren verlorenen Mann erblindet sei und bald ihre letzte Lebenskraft aufgezehrt haben werde.

„Ist das auch wahr, was Sie mir da erzählen?“

Scharf entgegnete der Professor:

„Herr Baron, ich verlange, daß Sie keine der-

artige Redensart mehr gegen mich gebrauchen. Sie sind kein Kind, und ich bin kein Märchenerzähler."

Der Rittmeister hat's gespürt, mit dem darf man nicht spaßen. Ich muß sagen, ich hatte den Professor noch nie gegen einen Kranken so scharf gesehen; unser Professor mußte mehr von ihm wissen, als ich meinte, jedenfalls wollte er ihn bändigen.

Wieder ganz sanft brachte der Rittmeister vor: „Verzeihen Sie einem Schwergekränkten, will sagen einem Schwerkranken. Also solche Liebe giebt es wirklich in der Welt? Ich will's glauben, ich muß Ihnen ja glauben."

Als der Professor weggegangen war und die Frau weiter spielte, pfiff der Rittmeister zu der Musik über ihm.

Plötzlich rief er mich und sagte, ich solle hinaufgehen zu der Frau und anfragen, ob er nicht zu ihr kommen und in ihrem Zimmer zuhören dürfe; er könne auch vierhändig mit ihr spielen.

Ich sagte, daß man nicht von einem zum andern ohne Wissen des Herrn Professors Botschaft bringen dürfe. Da schrie er wieder:

„Verdammt! Sind denn die Kranken hier Strafgefangene?“

Ich dachte: Du verdienst Strafgefangener zu sein, in Ketten und Banden. Mein ganzer Haß war wieder da. Ich pflegte ihn aber doch wie jeden Andern. Etwas in mir sagte mir freilich, daß ich heuchle. Gehe ich nicht selber dabei zu Grunde, wenn ich das so weiter treibe? Ich schämte mich vor jedem guten Wort, das ich sagen mußte, ich kam mir beständig wie unsauber vor, wie ungewaschen. Ich hatte keinen rechten Schlaf mehr, ich war unzufrieden mit Allem und mir selber zur Last.

Eines Tages kam der Hausmeister und brachte einen Brief, der Rittmeister fragte, wer hier den Kranken vorlese; der Hausmeister sagte, er sei Vertrauensperson.

„Gut, lesen Sie mir zuerst die Unterschrift.“

„Bergschinder. Ein eigenthümlicher Name!“

„Es giebt auch solch einen Kerl nicht zum zweiten Mal auf der Welt. Lesen Sie den Brief und bleib Du nur Gitta, ich habe kein Geheimniß mehr.“

In dem Briefe stand Vieles, was wir nicht verstanden. Der Schaller schrieb, daß sich noch

nicht bestimmen lasse, wann er komme, und zuletzt hieß es ungefähr:

„Sei froh, daß Du den Drachen los bist. Dir sind die Augen verbunden, aber du wirst nicht hingerichtet, sondern hergerichtet zu neuem lustigen Leben.“

Der Rittmeister lachte gezwungen, dann fragte er mich, ob ich gut lesen könne; ich bejahte, und nun bestimmte er, daß ich ihm fernerhin die Briefe vorlesen solle, er habe Vertrauen zu mir.

Ich habe ihm auch Bücher vorlesen müssen und bei Schurkenstreichen, wo ich voll Abscheu war, hat er oft drein gerufen:

„Das ist prächtig! Das sind findige Kameraden!“

Ich habe ihm auch eine Geschichte von der Blutrache vorgelesen, und er fand es ganz in Ordnung, was da geschieht.

Nur einmal sprach er sich über die Frau aus, die ihn verlassen hatte.

Das kam so.

Die Fürstin gab zu ihrem Abschied in unserer Anstalt ein Concert oder einen Festschmaus, ich weiß nicht, wie ich es heißen soll; es war eben wunderschön.

Die Fürstin hat gar herrlich auf der Harfe gespielt, und in Dankbarkeit, weil sie doch so weit geheilt war, wollte sie allen Kranken, die aus dem Zimmer durften, im großen Saal vorspielen. Unser Professor ließ mich zur Fürstin rufen. Die ganze Sache war nicht ohne Gefahr, denn die feine Musik konnte die Menschen so angreifen, daß sie weinten und sich damit Schaden anthaten. Es wurde daher strenge Auswahl getroffen.

Glückseliger sind noch selten Menschen durch die Musik gewesen. Da saßen Männer und Frauen, alte und junge, sie sahen einander nicht, aber sie hörten Alle die Klänge, die so sanft zu Herzen dringen. Ein Wildheuer, der sein Lebtag so was nicht geahnt, rief plötzlich bei einer leisen Weise:

„Ich bin im Himmel! So müssen's die Engel im Himmel machen!“

Außer dieser kleinen Störung war Alles gut abgelaufen.

Der Rittmeister war auch eingeladen, aber er lehnte heftig ab und sagte:

„Ich will keinen Harfenton mehr hören, sie“ — er meinte damit seine Frau — „hat ja auch Harfe gespielt.“

Dreißigstes Kapitel.

Der Assistent, der, wie gesagt, auch Soldat war, hat mir die Geschichte des Rittmeisters erzählt. Ich muß ihn Rittmeister nennen, obgleich er's nicht mehr war.

Wie jeder Soldat sauber und in Ordnung daher kommen muß, so ists auch im Ganzen; die Offiziere dulden keinen unter sich, der einen Schmutzflecken auf seiner Ehre hat, das gehört zu ihrem Ehrenstand.

Der Rittmeister hat das schönste und stolzeste Mädchen geheiratet, er hatte in Allem der vornehmste sein wollen, und es hieß doch, daß sie ihn nicht gern habe, warum, wußte man nicht, vielleicht konnte sie überhaupt Niemand gern haben. Er hat aber gemeint, wenn er recht viel Aufwand mache und ihr Alles gewähre, was sie nur mag, dann kriege sie ihn gern. Und so hat er seine Ehre und sein Gewissen dran gegeben und zuletzt Gut und Blut von Anderen geraubt, damit seine Frau ihn gern habe. Aber Liebe läßt sich nicht kaufen, und ein Mann, der sie so erwerben will, verdient keine.

Der Assistent hatte noch Mitleid mit dem Ritt-

meister, ich nicht, ich hatte keins. Wenn die Frau ihn nicht mochte, sollte er sie nicht nehmen oder sie laufen lassen; da könnte man noch Respekt haben, aber so?

Was zuerst vorgefallen ist, wußte der Assistent nicht. Der Rittmeister hat die schönsten Pferde gehalten — er und seine Frau sind oft ausgeritten, und die Leute sind auf der Straße stehen geblieben und haben ihnen nachgeschaut — er hat viel mit seinen Pferden hin und her gehandelt und auch hoch gespielt. Kann sein, daß dabei oder im Dienst was vorgefallen ist, man weiß es eben nicht; aber eines Tages hat der Rittmeister seinen Abschied gefordert und hat ihn bekommen.

Der Rittmeister hat Pferde laufen lassen auf Wettrennen, ich weiß nicht wo überall; er hat groß Geld eingenommen.

Aber einmal ist es an den Tag gekommen. Die Offiziere hatten schon lang nicht gern, daß er sich so vorn dran machte; Rittmeister hin und Rittmeister her, hieß es immer, und die Frau fuhr nicht anders als vierspännig und kutschirte selber.

Sie haben ihm also aufgepaßt und endlich haben sie ihn gepackt.

Der Jockey auf einem berühmten Pferd, auf das große Wetten gesetzt waren, fiel kurz vor dem Ziel vom Pferd, und da ist's an den Tag gekommen. Der Jockey gestand, daß der Rittmeister ihn bestochen habe, und da ist Gericht gehalten worden; der Rittmeister wurde mit Schimpf und Schande ausgestoßen und durfte sich nicht mehr Rittmeister heißen, er mußte noch froh sein, daß er nicht vor das öffentliche Gericht kam.

Hätte man ihm das nicht geschenkt, so wäre mein Vater nicht ins Elend gekommen. Darum also hat er damals dem Vater gesagt, er solle ihn nicht Rittmeister, sondern nur bei seinem Namen, Herr von Haueisen, nennen.

Der Ronymus hat damals, als ihn der Vater aus dem Dienst jagte, von der Sache gewußt, aber noch nicht Alles, und damals hat der Rittmeister Streit angefangen, damit er den Vater in den bösen Geschäften und im Unglück sitzen lassen kann.

Es ist wahr, der Mann ist hart gestraft, die Frau hat ihn verlassen, und er ist am Erblinden, aber er verdient noch mehr, tausend Mal mehr.

Ich hab's anders erfahren, als die Pfälzer Doktorin.

Es steht freilich geschrieben: Liebet Eure Feinde! Aber das kann man nicht; sag' mir keiner, daß man das kann, der Spruch muß nicht so gemeint sein. Gutes thun dem Feinde, das kann man; aber es soll mir Niemand sagen, daß das leicht sei. Wenn der Feind bettelarm ist, ihm Geld geben und forthelfen, das kannst Du; Du giebst von Deinem Eigenthum her und bleibst für Dich was Du bist. Aber stündlich wachen, Geduld haben und sanft zureden und trösten — ich weiß, was das ist, und wer das nicht selber probirt hat, weiß es nicht, und darf nicht mitreden.

Ja, noch ärger ists gekommen, denn das ist doch das ärgste, wenn einem das entleidet wird, womit man bis daher so glücklich war und es für eine Aufgabe von Gott gehalten hat und froh war, sie erfüllen zu können. Mich plagen die Gedanken: Warum muß gerade ich Krankenpflegerin sein? Warum ist gerade mir das auferlegt? Ich hab's genug. Ich will auch draußen sein, wo es lustig hergeht.

Ja, ich hab's gespürt, daß ich untreu werde, und habe, wie man sagt, mein Herz in beide Hände nehmen müssen, um wieder zu mir zu kommen und

um nicht gegen den Verderber von meinem Vater und von mir loszufahren. Ich habe aber doch nun dem Professor sagen wollen, ich könne den Mann nicht pflegen.

Ich stand schon an der Thür des Professors, da hielt ich still und sagte mir: Nein, ich weiß selber, was ich will und was ich muß, und ich will's beweisen.

Ich kehrte um und that meine Pflicht.

Und ich habe meine Pflicht gethan, wie wenn das ein Mensch wäre, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er krank ist.

Ich hatte mir aber doch zu viel zugemuthet.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan bis zum Ende, nein, nur bis einen Schritt vor dem Ende.

Es wird mir schwer, aber ich muß Alles erzählen. . . .

Der Rittmeister wollte von unserm Professor wissen, ob die Heilung sicher sei, er fragte gar viel, der Professor aber sagte:

„Fragen Sie nichts weiter. Was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich schon von selber vorbringen; und Sie sind ja ein Mann —“

„Und ein Soldat, der der Gefahr ins Auge schaut. Ich bin stark. Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht chloroformiren.“

„Das thue ich nicht. Ich wiederhole Ihnen: Die Operation ist in meiner Hand, die mögliche Heilung in der Ihrigen. So lange Sie so heftig und aufgeregt sind, operire ich Sie nicht. Sie müssen vorher lernen ruhig und geduldig sein, um es nachher üben zu können. Also zeigen Sie Ihren Muth durch Geduld und Fügsamkeit.“

Ich hatte den Professor noch mit keinem Kranken so scharf reden hören, wie mit dem Rittmeister. Er hat gewußt warum.

Eines Tages wurde ich auf den Hausflur hinaus gerufen, und wer stand da und zitterte am ganzen Leib und konnte lang kein Wort herausbringen? Der Ronymus.

Endlich sagte er:

„Ich hab's erfahren, der Rittmeister ist hier in Eurer Anstalt. Der Diener, der ihn hieher begleitet hat, ist Lohndiener bei uns geworden. O

unser Herrgott weiß, wohin er den Schlag zu führen hat. Der Rittmeister ist schlecht, aber es hat noch ein Schlechteres da sein müssen, um ihm den Lohn zu geben. Die Frau, die hat Gott geschickt, er kann auch Teufel schicken; sie hat ihn verlassen, hat viel Geld mit genommen und ist mit einem Andern davon. Und was noch das Lustigste ist, er denkt noch immer an sie und möcht' sie wieder haben. Ich will dir's nur sagen: wenn der Rittmeister wieder heraus kommt, will ich ihm zeigen wer ich bin."

„Womit?"

„Herausgeben muß er, was er Deinem Vater geraubt hat und Du, die Prinzeß vom Schlehenhof, sollst nicht Dienstbote sein."

„Laß das mit der Prinzeß. Laß Dir im Ernst sagen: wenn der Rittmeister auch Alles herausgäbe, kann er meinen Vater wieder lebendig machen?"

„Nein, das kann er nicht. Aber das Geld —"

„Dazu kann man ihn nicht zwingen."

„Mag sein, aber Du giebst mir Bescheid, wenn er fortgeht, und dann soll er spüren, was die da vermögen."

Er ballte beide Fäuste, aber er lächelte, als ich sie ihm auflöste und ihm das Versprechen abnahm, sich weiter nicht mehr um den Rittmeister zu kümmern.

„Hast Du ihn schon gesehen?“ fragte er mich; ich sagte schnell, ich hätte Eile. Ich konnte nun doch dem Ronymus nicht sagen, daß gerade mir auferlegt war, den Elenden zu pflegen.

Als ich wieder allein war, hatte ich das Gefühl, wie wenn Jemand die Hand über mich hielte; ich bin geborgen und geschützt, ich habe einen Menschen am Ort, den ich anrufen kann, wie einen leiblichen Bruder.

Ich hatte doch hier Manche, die mir gut waren, aber so ein getreuer Mensch aus der Jugend, das ist doch noch anders, da steckt die Liebe drin von Allem, was daheim. Daß ich den Ronymus schon damals gern gehabt habe, wie eine Frau den Mann, das kann ich nicht sagen. Ich sehe wohl, wie es in ihm ist, aber in mir ist das nicht. Wenn der Rittmeister wieder fort ist, dann hab' ich das Schwerste überstanden, alles Andere wird mir leicht werden, und mein Leben lang bleib' ich hier.

Der Ronymus, die gute Seele, wird sich auch drein finden. Es ist hart, aber es muß sein . . .

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es war am Samstag vor jenem Sonntag, der Professor hatte früh Morgens über Land gemußt und konnte erst spät Abends zurückkehren, da erhielt ich einen Besuch von meinem Schwager aus Rheinfelden. Er sagte, daß er Geschäfte hier gehabt und doch nicht umhin gekonnt habe, mich aufzusuchen, obgleich ich seit Jahren mich weder der Agnes noch viel weniger seiner und seiner Angehörigen erinnert hätte. Ich mußte mein Unrecht eingestehen, ich begriff selber nicht, daß ich, in ständiger Anspannung für die Kranken, alles Andere übersehen hatte.

„Drum spanne jetzt aus," sagte der Schwager, „Du siehst übel aus, ganz anders, als ich gemeint hab'. Du strengst Dich zu arg an. Komm' jetzt auf ein paar Wochen zu uns und ruh' Dich aus und laß Dirs wohl sein. Du bist uns lieb und werth, und der Agnes bist Du es auch schuldig, daß Du nach ihr siehst; Du bist die einzige Schwester von ihrer Mutter selig."

Was war das? Das war ja eine Handreichung

wie vom Himmel herunter, die mich von dem Elend losmacht.

„Besinn Dich nicht lang,“ drängte der Schwager, „in dem Hause hier ist's ja, wie wenn die Sonne nicht schiene. Ich weiß nicht, wie Du es hier aushältst. Jedenfalls wirst Du in ein paar Wochen bei uns wieder rothe Backen kriegen. Sprich mit Deinem Professor, er muß Dir Urlaub geben. Oder soll ich an Deiner Statt mit ihm reden?“

Ich mußte erklären, daß der Professor abwesend sei, und erst spät Abends heimkehre.

„Dann bleib ich hier über Nacht,“ sagte der Schwager, „und morgen ist ja ohnedies Sonntag und da reisen wir wieder mit einander, weißt, wie damals, wo Du auch aus aller Betrübniß heraus wieder heiter geworden bist. Das ganze Städtchen und die ganze Gegend wird sich freuen, wenn Du kommst. Es ist noch oft von Dir die Rede. Droben in Heyden ist es nicht mehr wie zu Deiner Zeit und der von dem berühmten Doctor. Ich hab's in der Zeitung gelesen, er ist gestorben. Der Fruchthändler von Rorschach ist auch gestorben. Sei froh, daß Du ihn nicht geheirathet hast, Du wärst jetzt Wittwe mit einem Haufen Kinder. Aber der

Sträußle's Oberst lebt noch, er kommt zu uns und fragt' oft nach Dir. O! Wie wird sich Alles mit Dir freuen, und besonders die Agnes, und meine anderen Kinder denken auch an Dich und singen die Lieder, die sie von Dir gelernt haben."

Helle Freude, Freiheit und Sonnenglanz ging vor mir auf, als der Schwager so redete, und es fügte sich ja so schön: derweil ich draußen war, konnte der Rittmeister unsere Anstalt verlassen und er brauchte nicht zu wissen, wer ihn gepflegt hatte; es bangte mir ja ohnedies vor der Stunde, wenn er mich sehen und mir danken wird. Nein, er soll mich nicht sehen, mir nicht danken.

Ich saß still aufathmend, da sprach der Schwager weiter, man rühme meine Geschicklichkeit und daß ich eigentlich Assistent sei und meinen bestimmten Antheil an dem Lohn für die Heilungen habe. Ich mußte das verneinen.

„Aber ein gut Stück Geld hast Du doch zurück gelegt?" fragte der Schwager. Ich hatte kein Hehl, ihm die Summe zu nennen, und daß der Professor mir dieselbe in der Sparkasse angelegt habe.

Der Schwager fand mein Besitzthum weit unter seiner Erwartung und fügte noch hinzu, daß die

Sparkasse viel zu niedere Zinsen gebe. Leichthin erzählte er dann, daß er einen Anbau an seinem Haus machen wolle, er ziehe nicht gern Geld aus dem Geschäft, weil er es da besser umtreibe; wenn ich ihm aber mein Erübrigtes übergeben wolle, so werde er dafür eine Hypothek auf's Haus eintragen lassen und mir doppelte Zinsen geben.'

Ich erklärte, daß ich von Geldgeschäften nichts wissen wolle; ich hätte in meiner Jugend genug davon zu leiden gehabt.

„Ja so," nahm der Schwager auf, „Du meinst vielleicht gar, ich rechne Dir auf, was ich an Deinem Vater verloren habe? Fällt mir nicht ein. Was kannst Du dafür? Da hättest Du viel zu thun, wenn Du Alles wieder glatt machen wolltest. Das geht Dich nichts an. Und Dein Vater selber hat ja auch nichts davon gehabt, der Schurke von Rittmeister hat ihn ja ausgeraubt."

Da war's wieder! Der da drin liegt und den ich pflege, hat meinen Vater nicht nur ausgeraubt, er hat ihn auch verleitet, daß er Andere in Verlust brachte.

„Jetzt siehst Du plötzlich wieder so traurig aus," nahm der Schwager auf, „thut mir leid, daß ich von Geldsachen mit Dir geredet habe. Laß es

ungesagt sein. Da hast Du meine Hand drauf, daß ich nichts mehr davon erwähne. Laß Dein Geld auf der Sparkasse. Du hast recht. Aber jetzt lasse ich nicht nach, Du mußt mit mir heim, sonst meinst Du, ich wäre wegen des Geldes gekommen. Ich kann haben, wo ich will. Und Du sollst sehen, daß Du uns lieb und werth bist, wie eine Schwester."

Er hat mir aus gutem Herzen zugeredet, aber es war vorbei, ich gehe nicht mit; die Geldsache hat mir plötzlich Alles wie mit Asche zugedeckt; ich will nichts von der Welt draußen, ich bleibe hier auf meinem Posten, mag kommen, was da will.

Ich bat den Schwager, mir die Agnes zu schicken, ich wolle die Reisekosten bezahlen. Er erwiderte, daß er sie einmal gelegentlich mitbringen werde, und stand auf. Ich sagte ihm, daß der Ronymus hier bei Baur am See wäre, er solle ihn besuchen. Der Schwager entgegnete, daß er dem Sohne des Weger zu lieb nicht drei Schritte gehe. Ich habe mich zurückgehalten, den Hochmuth zu widerlegen. Und so war der Abschied weit weniger herzlich als der Willkomm gewesen, obgleich der Schwager noch bei der letzten Handreichung wiederholte, ich möge bald zu Besuch kommen.

Als er fort war, fiel mir erst ein, daß ich der Agnes hätte was schicken sollen; ich hätte ihr den Anhenker vom Rittmeister schicken können. Aber nein, sie sollte kein Andenken tragen von dem Verderber ihres Großvaters.

Ich hörte die Locomotive pfeifen von dem Zuge, mit dem der Schwager heimwärts fuhr. Wie gut wär's, wenn ich auch dort mit fortgezogen würde. Es hat so kommen müssen, wie es gekommen ist...

In der Nacht vor der Operation des Rittmeisters starb die Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte.

Der Rittmeister schlief fest, geräuschlos war der Professor mit dem Assistenten die Treppe herab gekommen; im Hause war Alles still.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Operation beängstigen die Kranken eigentlich noch schwerer als die Operation selbst.

Der Rittmeister hatte verlangt, daß man ihm

den Tag nenne, und der Professor hatte ihm willfahrt. Als der Rittmeister früh erwachte, rief er mich und fragte:

„Ist schon Tag?“

„Es dämmert.“

„Also heute entscheidet sich's, ob ich je noch einen Tag sehe oder ob ewig Nacht.“

Er verlangte zu essen und als ich ihm sagte, daß er vorher nichts essen dürfe, lachte er laut auf. „Also Fasten muß man auch lernen!“ Dann lag er lange still und endlich sagte er vor sich hin: „Ich habe ein ruhiges Gewissen . . . Was seufzest Du?“ schrie er plötzlich auf. Ich hatte es unterdrückt, ihm zuzurufen: Du Räuber und Mörder! Wie kannst Du von ruhigem Gewissen reden?

Der Rittmeister wurde hinabgeführt, er ließ Alles mit sich geschehen ohne einen Laut. Unser Professor hat ihn chloroformirt, und wie ich ihn so leblos daliegen sah, griff es mich doch an; jetzt aber durfte man an nichts Anderes denken, ich mußte Alles in die Hand geben und aus der Hand nehmen.

„Wann fangen Sie an?“ fragte der Rittmeister mit schwacher Stimme.

„Es ist geschehen, und jetzt nur ruhig, volle Ruhe,“ sagte ihm der Professor.

„Ist Gitta da? Gieb mir die Hand Gitta,“ sagte der Rittmeister mit wunderbar sanfter Stimme. Ich gab ihm die Hand und kann sagen, ich habe ihm von ganzem Herzen volle Heilung gewünscht. Aller Haß und aller Zorn war mir aus der Seele genommen. Ja, er soll sehend werden und wieder gut machen. Freilich, meinen Vater kann er nicht mehr zum Leben bringen. Aber daran darf ich jetzt nicht denken.

Als der Rittmeister wieder in sein Zimmer zurückgebracht war, fragte er: „Warum spielt die da oben nicht?“

Der Professor winkte mir zu und sagte, es dürfe jetzt nicht gespielt werden; man werde heute das Klavier fortschaffen.

Der Professor ging rasch davon. Der Rittmeister verlangte nach Rack. Das gute Thier hat's gewußt, daß man bald nach ihm verlangt; heut zum ersten Mal ist er ungeheißen zum Rittmeister gegangen und hat den Kopf hingelegt, damit der Kranke seine Hand drauflege.

Der Rittmeister schlief bald ein, Rack zog sich

leise zurück und legte sich vor mir nieder, er that als ob er schlafe, aber oftmals blinzelte er zu mir auf. Immer wieder mußte ich denken, wie ist es denn möglich, daß der Hund so Alles weiß? Rack aber schüttelte den Kopf, wie wenn er sagen wollte: „Besinn' Dich nicht, Du bringst es doch nicht heraus, so wenig als ich die Worte herausbringe, die ich Dir sagen möchte.“ Wenn der Hund aber in diesem Augenblick zu reden angefangen hätte, ich hätte mich gar nicht darüber gewundert, und wie ich ihn jetzt bei den Ohren faßte und streichelte, da verzog er die Lefzen, wie wenn er lachen möchte und bedauerte, daß er das doch nicht können.

Der Rittmeister wachte auf und frug: „Wie lang ist's, daß ich operirt bin?“

Ich sagte ihm, daß er nur eine gute Stunde geschlafen. Der Rittmeister sprach nun mit großer Erkenntlichkeit davon, wie geschickt und leicht der Professor Alles gemacht habe. Ich konnte ihm dagegen von dem großen Doktor von Berlin reden, von dem er's gelernt hatte.

Ich in meiner Einfaltigkeit erzählte weiter von dem großen Doktor und schüttete mein ganzes Herz aus. Mitten drin spürte ich's, daß es nicht wohl=

gethan war, diesem Mann das zu erzählen; aber ich habe doch fortgeredet, als wenn es sein müßte. — Dazwischen habe ich auch gedacht: wenn er hört, was es für heilige Menschen giebt, wird er sich in seiner Seele umwenden und einen andern Weg gehen.

Er sagte mir kein Wort darauf und ich fragte, ob er nun nicht essen wolle; er bejahte. Ich klingelte darnach, und eben als die Magd das Essen brachte, wurde über uns gerückt und gepoltert.

„Was ist?“ frug der Rittmeister, „was ist? Wird das Dach über mir abgebrochen? wird das Haus eingerissen?“

Die Magd sagte: „Es ist weiter nichts, man bringt die Leiche der Frau fort, die sich die Augen ausgeweint hatte.“

Ich stand in Verzweiflung, daß die alberne Person das heraus sagte und noch hinzufügte:

„Essen Sie nur jetzt.“

„Fort! Fort!“ schrie der Rittmeister und schleuderte das Geschirr auf den Boden, daß Alles zusammenbrach, dann wendete er sich um. Das durfte er ja nicht, er durfte sich ja nicht bewegen.

Ich schickte nach dem Professor, er kam und

sagte, es habe in diesem Fall nichts zu bedeuten. Ich wußte nicht, was das heißen sollte.

Gegen Abend erwachte der Rittmeister wieder und verlangte zu essen, ich gab es ihm und er sagte:

„Es ist doch nicht wahr. Nein, es giebt keine Liebe . . .“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es ist immer gut, wenn der erste Verband lang liegen bleiben kann; diesmal aber hat er bald abgenommen werden müssen, und als der Professor das that, sagte er mir, ich könne es künftighin schon allein. Er sagte mir das ganz anders als sonst.

Ich wußte nicht ob ich recht sah, unser Professor hatte eine ganz andere Miene wie sonst; es schien, er hatte auch kein rechtes Herz zum Rittmeister und mußte sich gegen ihn Zwang anthun.

Eines Tages, als ich eben einen frischen Verband angelegt hatte, brachte der Hausmeister den

Schaller, und mit ihm kam auch ein abgehauster Bezirksförster.

In den Jahren, seit ich den Bergschinder gesehen, hatte er stark gealtert und war wohlbeleibt geworden, aber sein glattrasirtes Gesicht sah noch immer aus, wie wenn da lauter Menschenfreundlichkeit daheim wäre; er schmatzte auch noch immer wie damals, wie wenn er Zuckerle im Munde hätte.

Der Rittmeister rief dem Bezirksförster zu: „Gehen Sie weg! Sie riechen nach Wein.“

„Der Herr Rittmeister mag den Wein nicht riechen, weil er jetzt keinen trinken darf,“ lachte der Schaller, setzte sich in einen großen Stuhl, knöpfte sich die Weste über seinem dicken Bauch auf und sagte:

„Nun, edler Ritter, bin ich nicht ein prächtiger Kerl? halt' ich nicht Wort? he? Wie?“

Er hängte bei Allem ein He, Wie, an, daß man ihm antworten mußte. Der Rittmeister bat den Schaller, er möge den Professor ausforschen, wie es stehe, denn ihm selber sage er nichts.

Schaller ermahnte den Kameraden zur Geduld und hatte Worte wie ein Priester; dabei winkte

er dem Bezirksförster zu, damit er auch aufpasse, wie er den Rittmeister zum Narren habe.

Plötzlich unterbrach sich der Schaller und fragte, wer ich sei. Der Rittmeister sagte, er frage nie nach Herkunft und Lebensverhältnissen der Dienstboten, sonst müsse man im Nothfall sich auch um sie kümmern.

„Vornehm! Vornehm!“ rief der Schaller, „wir können noch immer von den Vornehmen lernen.“ Als er jetzt auf mich zuging und mich musterte, hätte ich ihm gern die Augen ausgekratzt; aber ich hielt still.

Nun erzählte der Schaller von Gewinn und Verlust und anhängigen Rechtsstreitigkeiten; dann kamen Geschichten, die ich nicht verstand, aber sie lachten mit einander so unbändig, daß ich herzutreten und sagen mußte, der Kranke dürfe nicht so heftig lachen, das sei sehr schädlich, sie müßten ruhiger sein.

Wer weiß, ob die Raubgesellen nicht doch etwas davon gespürt haben, wer ich bin; die beiden Fremden sahen mich so verwundert an und der Rittmeister sagte:

„Gut, wir wollen ruhiger sein. Ja, Schaller,

sei ruhig. In diesem Haus muß man kuschen lernen. Bleib da, Gitta, wir wollen ruhiger sein."

Und weiter sprachen sie mit einander. Ich sah hinaus in den Himmel und mußte denken: Lieber Gott, Du mußt wissen, warum Du Deine Sonne auch über diese Menschen scheinen lässest, und Du mußt wissen, warum Du ihnen Verstand gegeben hast, daß sie ihre Nebenmenschen ausrauben können.

Ich hörte kaum mehr hin, und mir schauderte, wie wenn ich in der Hölle dabei sein müßte, wenn die Schurken einander ihre schlechten Streiche erzählen.

Ich hörte vom Aussichtler reden, ich erfuhr seine Geschichte jetzt genauer.

Der Mann, der damals Uhrgehäuse machte, lebte glückselig auf der einsamen Höhe mit seiner wunderschönen Frau. Der Schaller hatte der Frau nachgestellt. Der Mann kam dazu, wie der Schaller die Frau umarmen wollte, und Mann und Frau haben dem Schaller eine tüchtige Tracht Prügel gegeben. Was that aber der Schaller? Er hat gesagt, er wolle den Mann schon härter strafen als alle Gerichte können. Er hat Männer und

Frauen geschickt — auch der Rittmeister hat sich dazu hergegeben — die haben dem Mann vorgeredet, sein Haus habe die schönste Lage im ganzen Land, die herrlichste Aussicht und die beste Luft; da müsse man ein Schloß herbauen. Der einfältige Mensch hat das geglaubt und ist davon ganz närrisch geworden und die Frau ist im Elend gestorben.

Ich mußte wieder zum Himmel hinauf sehen: warum kommt keine feurige Ruthe vom Himmel herunter und peitscht diese Menschen?

Ich wollte nichts mehr hören. Aber still! Jetzt reden sie von meinem Vater.

Ich wußte doch, daß sie ihn zu Grunde gerichtet haben, aber wie, das erfuhr ich erst jetzt.

Sie haben ihn zuerst mit seinem Soldatenstolz eingefangen und dann haben sie ihm eingeredet, er sei einer der gescheitesten Menschen, ein Schlaukopf, und eben das, daß er so gradaus thäte, wie wenn er ganz einfältig wäre, das sei das klügste. Nun haben sie ihn einen namhaften Gewinn machen lassen, dann ein gut Stück davon verlieren, dann ein noch größeres gewinnen, und da haben sie ihn fest gehabt.

Ach, was soll ich das Alles erzählen? Ich weiß es selber kaum mehr.

Nur das noch.

Es war so, wie der Schmaje damals gesagt hatte; der Schaller hat sich vom Vater übervortheilen lassen, und das hat ihn eingefangen.

Daß sie meinen Vater zu Grunde gerichtet haben, ist hart, daß sie ihn aber auch zur Betrügerei gebracht haben, das ist noch das härteste. Und der Rittmeister lachte noch über diese Kriegslist.

Jetzt sagte der Bezirksförster:

„Es soll ja noch ein Kind von dem Xander da sein. Weiß man nicht, was aus ihm geworden?"

Der Schaller sagte, er habe gehört, das Mädchen sei zu seinem Schwager nach der Schweiz und solle bildschön geworden sein.

„Wenn ich wieder gesund bin, suche ich sie auf," sagte der Rittmeister.

„Hast recht," sagte der Schaller, „bist ja so zu sagen wieder ledig. Geld geben kannst Du ihr freilich nicht, aber Deine Lebensrente ist noch immer gut ..."

Sie lachten wieder, ich weiß nicht worüber, und ich begreife heute noch nicht, wie ich mich ruhig gehalten habe.

Die Männer gehen fort. Jetzt ist's genug, ich kann nicht weiter. Ich war fest entschlossen, ich bleibe keine Minute mehr beim Rittmeister, ich gehe zum Professor und sage ihm Alles. Wie ich vor die Thüre komme, liegt der Rack auf der Schwelle, das hat er noch nie gethan, er ist immer zu mir herein gekommen; aber das Thier hat wol geahnt, was für Schurken da sind und will nicht herein kommen. Wie ich still halte und das so denke, ruft der Rittmeister jammervoll mit aller Macht nach mir. Ich kann nicht anders, ich gehe hinein.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Rittmeister steht aufrecht mitten in der Stube und schreit:

„Gitta! Gitta! Wo bist Du?"

„Da bin ich."

„Es sticht wie tausend Nadeln. Mach schnell, lockere mir den Verband."

Er setzt sich, ich stehe vor ihm, ich kann kein Wort hervorbringen, es würgt mich am Hals, aber ich lockere den Verband und er sagt:

„Wenn ich gesund bin, kriegst Du ein großes Geschenk von mir.“

„Ich nehme nichts, von Ihnen gewiß nicht.“

„Von mir nicht? Warum nicht? Von mir nicht?“

„Meine Mutter im Himmel hat recht gehabt, man kann einen mit einer goldenen Kette erwürgen.“

„Was redest Du? Was soll das heißen?“

„Ich will Dirs sagen. Ich bin die Tochter des Xander.“

Ich halte den Verband in der Hand, er schreit und schlägt auf mich los, ich schreie und der Hund stürzt auf den Rittmeister los. Ich reiße ihm den Verband ab: „Da sieh mich, mich zuerst.“

Er schreit: „Blind! blind! Xander!“ Und stürzt auf den Boden.

Ich lasse ihn liegen und renne davon. Wohin, ich weiß es nicht. Ich höre noch hinter mir schreien: Xander! Xander!

Ich renne die Treppen hinab und verberge mich zuerst im Holzschuppen.

Wohin will ich? Ich weiß es nicht. Blind! blind! Xander! Xander! ruft's aus allen Steinen in der Wand.

Was ist geschehen? Was hab' ich gethan? Ich habe Rache genommen, ich habe den Feind geblendet.

Ich liege auf den Knien und mir ist, als wäre ich in eine tiefe Schlucht geschleudert und unter mir gurgeln die Wasser, und die Felsen über mir fangen an zu rollen.

Ich höre Rennen und Rufen im Hause.

Ja, es ist vorbei. Ausgelöscht alle die Gutthaten der vielen Jahre, ich habe Aergeres gethan als eine Mordthat, ich darf nicht mehr leben.

Ich kenne den Ausweg vom Holzschuppen auf die Straße, ich reiße die Thür auf und renne hinaus.

Da drunten ist der See. In den See mit dir, du Mörderin, du mehr als Mörderin!

Ich renne die Straße hinab. An der elektrischen Uhr halte ich an und verschnaufe. Es ist fünf Uhr, meine letzte Stunde.

Wie ich so fort renne, hält mich ein Mann auf und sagt:

„Freut mich, daß ich Dich wieder sehe, Gitta. Aber was siehst Du so verloren drein? Was ist Dir? Kann ich Dir mit etwas helfen?“

Es ist der sternkundige Professor, er hält mich am Arm fest. Ich will mich losreißen, er aber sagt:

„Kind, gutes Kind“ — o wie mich das packt! — „gutes Kind, denk, ich wäre Dein Vater.“

„Mein Vater! Mein Vater! Ich habe Rache für ihn genommen."

„Was redest Du?"

„Lassen Sie mich los."

„Kind, ich bin alt. Laß mich nicht auf der Straße mit Dir ringen. Schau, die Leute sehen auf uns."

„Was gehen mich die Leute an?"

„Du thust mir weh, ich bin nicht stark genug."

„Ich will Ihnen nicht weh thun. Leben Sie wohl."

Ich reiße mich los und renne davon, erst drunten in der Ebene halte ich still. Da gehen jetzt am Sonntag so viel Menschen, Männer und Frauen, und lustwandeln, ich will ihnen ihre Freude nicht zerstören; wenn ich hier ins Wasser springe, wird man mich wieder herausziehen, nein, dort am Schänzeli, dort springe ich übers Geländer, wenn das Schiff abgeht, und die Wellen sollen mich gleich begraben.

Auf dem leeren Krahnen beim Winkelriedhaus sitzen Knaben und drehen sich lustig im Kreise; da draußen glänzen die weißen Häuser und die grünen Weinberge, helle Segel schwimmen auf dem

See, Lustfahrende lassen sich hin und her treiben. Ich sehe das Alles und denke doch ganz Anderes, bin an einem ganz andern Ort. Ich bin dort im ausgehauenen Wald in jener Nacht mit meinem Vater. Wir sitzen vor dem Dorfe bis es Tag wird und frieren . . .

Damals habe ich mir gewünscht, Rache zu nehmen, jetzt hab' ich sie genommen, jetzt ists genug, aus, vorbei mit dem Leben —

Ich komme auf die Brücke zum Schänzeli, da ruft mir der Nonymus entgegen:

„Das ist schön, daß du auch einmal frei bist. Ich muß nur noch ans Schiff. Sei so gut und halte mir diese Handtasche, es sind große Werthsachen drin. Ich komme gleich wieder.“

Fort ist er, und ich habe die Tasche in der Hand. Ich stehe da und sehe wie das Schiff abstößt, drauf sind so viel Menschen in Sonntagskleidern und lustige Musik spielt. Sind dort auch Menschen, die das gethan haben, was Du? Fort mit Dir, Du Augentödterin! Die Wellen klatschen ans Ufer, warum springe ich nicht in die Wellen? Was geht mich die Tasche mit den Werthsachen an? Was geht mich die ganze Welt an? Wem gehört

das Gold und Silber und die Wälder und Felder und Häuser auf der Welt? Sie sollen sich drum streiten, wenn ich todt bin . . .

Ich sehe den Ronymus kommen, und jetzt fährt mirs wie ein Blitz in die Seele. Sterben — das ist nichts. Nein, Du hast gewollt, er soll wieder gut machen, der Schlechte, — und Du? Du willst davon? Nein, zurück mußt Du und büßen und gut machen mußt Du . . .

Ich werfe dem Ronymus die Tasche hin und renne zurück in die Anstalt, ich muß durch die vielen Menschen, die mir entgegen kommen, wie wenn ich mich durch die Wellen im See durcharbeiten müßte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Als ich ins Haus eintrat, sprang Rack an mir herauf und war voll Freude, daß ich wieder da. Dann legte er sich demüthig nieder, wie wenn er damit anzeigen wollte, daß er wisse, er sei auch mit schuld.

Ich ließ mich bei dem Professor melden, er ließ mir sagen, ich solle im Operations-Zimmer warten. Ich mußte da lange still bleiben; ich betrachtete die großen Buchstaben an der Wand und auch die zwei Worte, die da stehen, sie heißen: Geduld, Hoffnung. Das wird den Operirten vorgehalten, ob sie es lesen können. Ich las die Worte, ich sah die Buchstaben. Was läßt sich aus diesen Buchstaben Alles zusammen setzen! Aber das was ich zu sagen hatte, war noch nie damit zusammen gesetzt.

Endlich klingelte der Professor, daß ich zu ihm eintrete. Er saß am Schreibtisch und schrieb. Ohne mich anzusehen, sagte er:

„Setz Dich."

Er schrieb weiter. Endlich wendete er sich und sagte:

„Ich hab's gewußt, daß Du wieder kommst und habe Dich nicht suchen lassen. Wir dürfen kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlangt das."

Ich brachte endlich die Worte heraus:

„Ja, ich habe nicht nur an dem Manne, ich habe an Ihrem ganzen Hause gefrevelt. Darf ich

nun fragen, wie es dem Herrn Rittmeister geht?"

Der Professor that die Brille ab, hauchte sie an, putzte sie, setzte sie wieder auf und sagte mit einer Stimme, die mir ganz fremd war.

„Ja wohl, Du darfst fragen. Er hat stark geblutet, ist aber so ziemlich wohlauf."

„Und er ist blind?"

„Ja."

„Und bleibt es?"

„Ja."

Mir war, ich könnte nicht mehr athmen, nicht mehr die Augen aufmachen. Ich faßte mich und erzählte, wie Alles geschehen. Der Professor blieb wieder lange still. Ohne mich anzusehen, sagte er endlich:

„Es war unrecht von Dir, daß Du mir nicht schon lange gesagt hast, was der Rittmeister an Euch gethan. Aber pflichtvergessen, grausam bleibt doch, was Du thun wolltest. Nun, ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du meinem Befehl gehorchst."

„Alles, Alles. Was soll ich thun?"

„Zunächst gar nichts. Du gehst in Dein Zim-

mer, verlässest es nicht, bis ich Dich rufe. Ich verlasse mich auf Dich, daß Du ohne mein Wissen nichts unternimmst. Geh auf Dein Zimmer, schließe ab und öffne Niemand als mir. Oder besser, ich schließe Dich ein. Gieb mir die Hand, daß Du Dich ruhig verhältst."

Ich gab ihm die Hand, und seine sonst so ruhige feste Hand zitterte.

Er geleitete mich an mein Zimmer und schloß hinter mir ab.

Da saß ich nun, gefangen. Ich öffnete, ich weiß nicht warum, meine Truhe. Da war mein Erspartes, meine Kleider, und da lag der Anhenker.

„O Mutter! Mutter! Wie hast Du es geahnt!"

Ich saß lange auf meiner Truhe, ich war in Gedanken bei den Todten, draußen aus dem Leben.

Es erleichterte mir das Herz, daß ich endlich weinen konnte.

Von der Stadt herauf läuteten die Abendglocken, jetzt kehren die Menschen heim vom sonntäglichen Lustwandeln und freuen sich auf die Ruhe der Nacht und auf die Arbeit am Morgen, und ich, was wird aus mir? Komme ich vor Gericht und muß ich jahrelang büßen?

Ein Gefangener wendet die Worte, die ihm gesagt wurden, hundert Mal herum. Der Professor hat deutlich gesagt, er wolle kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlange das — er wird mich nicht dem Gericht überliefern; was aber wird mit mir geschehen? Wie werde ich gestraft? Ich will es geduldig hinnehmen und büßen. —

Warum aber hat der Professor gesagt: Was Du thun wolltest? Wolltest? Hab' ich's denn nicht gethan? Träume ich denn nur, daß ich's gethan und hat er dann nicht gesagt, er ist auf immer blind?

Es kratzte an meiner Thür, der gute Rack wollte zu mir, er konnte nicht herein und er winselte jammervoll.

Ja, ich soll mich lebenslang an keinem Menschen und an keinem Thier mehr freuen.

Was wird die Pfälzer Doktorin sagen, wenn sie's hört? Und der Ronymus? Ach der gute Ronymus, die treue Seele, ihm kränkt's das Herz ab, daß ich so geworden, Niemand auf der Welt hat mich so lieb wie er. Und jetzt, mitten in meinem Elend, ist mirs aufgegangen, daß ich ihn auch lieb habe, von Herzen lieb; jetzt mußte ich weinen, um

ihn und um mich. Ich habe ihm abgewehrt, daß er dem Rittmeister etwas anthue, und jetzt hab ich's selber gethan und so entsetzlich. Ich habe laut aufschreien müssen vor Jammer.

Ich habe jede Viertelstunde schlagen hören von den Thürmen drunten in der Stadt und einmal machte ich das Fenster auf und meinte, ich müßte mich hinausstürzen, aber ich habe dem Professor versprochen, daß ich nichts thue, ohne es ihm zu sagen; gewiß hat er gemeint, daß ich mich nicht selbst ums Leben bringe.

Und da drunten liegt der Rittmeister und kommt nicht mehr aus der Nacht heraus. Plötzlich wird mir, wie wenn's Tag würde. Ja, so ist's, so muß es werden.

Ich nehme mir vor, daß ich den Rittmeister nie verlasse, so lang er lebt; ich pflege ihn, als wäre er mein Vater, und ich will Gott danken, wenn mir nichts weiter auferlegt wird.

Ich mache das Fenster auf.

Eine Sternschnuppe fliegt am Himmel, wie wenn mir ein Zeichen gegeben wäre, daß mein Opfer angenommen ist. Gott sei Lob und Dank, ich kann noch Gutes thun . . .

Ich lege mich nieder, ich spüre entsetzlichen Hunger, aber im Zimmer ist nichts als Wasser, ich trinke und muß denken, wie ich mich tödten wollte. Nein, nein, ich lebe noch und will noch leben und Gutes thun.

Ich bin eingeschlafen und wache erst auf, wie es an mein Zimmer klopft.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Professor war da und sagte: „Ich weiß, Du hast eine bittere Nacht verlebt; Du hast in einer einzigen Nacht sieben Jahre Gefängniß durchgemacht. Du hast's verdient. Nun aber kann ich Dir den Trost sagen: Du hast den Rittmeister nicht geblendet."

„Was sagen Sie? So ist er also gesund und sehend?"

„Laß mich ruhig ausreden. Ich hatte schon vorher wenig Hoffnung, habe indeß doch noch an eine Möglichkeit der Heilung geglaubt, aber alsbald nach der Operation war es entschieden. Also richte

Dich auf. Bei mir bleiben kannst Du, wie Du selber einsehen wirst, fortan nicht mehr. Aber Du sollst nicht verstoßen werden. Du bleibst, bis etwas für Dich ausfindig gemacht ist. Ich schreibe an die Doktorin, vielleicht weiß sie Rath oder sie nimmt Dich selber zu sich."

O! Wenn ein Verdammtes in der himmlischen Seligkeit aufwacht, es kann nicht glücklicher sein als ich.

Ich sagte aber gleich dem Professor, daß ich mir vorgenommen, den Rittmeister nie zu verlassen und bei ihm zu bleiben, wenn er mich haben will. Ich war doch schuldig, ich hab's doch thun wollen.

Der Professor sah mich verwundert und mit heiterm Blick an, schwieg aber lange, wie das in seiner Gewohnheit war. Dann ermahnte er mich, ich solle nichts übereilen; er könne mein Vorhaben überhaupt nicht billigen und es sei auch zu bedenken, ob der Rittmeister sich in seiner Wuth nicht einmal an mir vergreife.

Das hatte ich noch nicht überlegt, aber ich meinte doch, daß da keine Gefahr sei; ein Blinder ist schwach und ich bin stark, ich will ihn aber durch Sanftmuth besiegen. Ich fragte, ob der Rittmeister

wisse, daß nicht ich es war, die ihn in Blindheit gestoßen, und der Professor erzählte, daß der Rittmeister ihn einen Pfuscher genannt und noch viel Aergeres gescholten habe.

Ich verlangte, daß ich zum Rittmeister gehen dürfe. Ich bat, mich allein zu ihm zu lassen; der Professor willfahrte mir aber nicht.

Wir traten beim Rittmeister ein.

Er saß vorgebeugt im großen Lehnstuhl und hatte seine Hand auf den Kopf des Rack gelegt. Er rührte sich nicht, da er uns eintreten hörte. Als der Professor sagte: „Gitta ist da und will Sie um Verzeihung bitten,“ stieß er den Hund weg, richtete sich auf und sagte: „So? Und das soll Alles sein? Ich erwarte ein Telegramm meines Freundes Schaller, ein Advokat soll Euch zeigen, was mir gebührt und Euch. Nun Gitta, freust Du Dich Deiner Rache?“

Noch ehe ich antworten konnte, wiederholte der Professor, daß meine That pflichtvergessen, daß aber auch ohnedies das Augenlicht nicht zu retten war. Der Rittmeister murmelte Unverständliches vor sich hin, dann rief er: „Pfui! Ich bin gefangen in der Herberge der Heuchler und Schelme. Ich bin über

Eure Gaunerei noch nicht klar. Hat sie die Binde abreißen müssen, damit Ihre Pfuscherei nicht an den Tag kommt; oder bekennen Sie sich als Pfuscher, um die Geliebte des großen Doktors von Berlin rein zu waschen?"

Mir schauderte, wie wenn Einer aus der untersten Hölle herauf spräche. So verdreht und verunreinigt dieser Elende Alles? O wie traurig! Der Mann ist so elend und so giftig.

Ich faßte mich und sagte ihm, ich lasse mich durch böse Reden nicht abbringen, ich bekenne mich schuldig, ich habe ihn im Zorn blenden wollen und dafür wolle ich in Demuth büßen und dienen und ihn lebenslang nicht verlassen.

„Das willst Du? Komm her, gieb mir die Hand! Komm näher!" rief der Rittmeister. Ich gab ihm die Hand und er drückte sie, daß ich meinte, er zermalmt sie. „Ich habe Dein Versprechen. Sie sind Zeuge, Sie, Sie da! Herr Professor," knirschte er. Ich riß meine Hand los und sagte:

„Sie haben mir wehe gethan, das muß das letzte Mal sein. Ich sage Ihnen, ich halte mein Versprechen. Aber merken Sie sich, ich bin stärker als Sie. Und wenn Sie noch ein einzig Mal, sei

es wie es sei, mich mißhandeln wollen, dann verlasse ich Sie zur Stunde. Das ist meine Bedingung."

Es war still in der Stube, da wurde ein Brief gebracht. Der Rittmeister verlangte, daß ich lese, und in dem Briefe hieß es, Schaller sei am Schlagfluß gestorben mit dem Champagnerglas in der Hand, das er eben geleert hatte.

Der Rittmeister biß die Lippen zusammen und gab keinen Laut von sich. Als der Professor gehen wollte, rief er:

„Bleiben Sie, Herr Professor. Ich verlange Eines, dann verzichte ich auf Alles."

„Und was verlangen Sie?"

„Geben Sie mir Gift. Wozu soll ich noch leben?"

„Ich habe erwartet, daß Sie das von mir verlangen werden, aber Sie konnten sich auch im Voraus sagen, daß ich Ihnen nicht willfahre. Ihr Herren wollt, daß wir Anderen das Leben als Pflicht ansehen, für Euch aber soll es nur Genuß sein, lustiger Trank, wo nicht, so zerschmettert ihr das Gefäß. Sie wollen nicht mehr leben, aber Sie müssen, und Sie werden noch dankbar werden."

„Werde ich? Gut. Ich werde Ihre edeln Worte

beherzigen," nickte der Rittmeister halb zustimmend, halb verdrossen.

Der Professor ging, ich blieb beim Rittmeister; er rief mich zu sich und sagte, in seinem Koffer, liege eine geladene doppelläufige Pistole, ich solle sie ihm geben, er müsse sich erschießen, er könne nicht leben; er verlangte meinen Gehorsam als einzige und letzte Sühne für meine That. Mir stand das Herz still, aber ich faßte mich und sagte: „Wer bürgt mir dafür, daß Sie sich selber und nicht mich erschießen?"

„Sieh da, Du bist ja klug! Aber leg' mir die Pistole auf den Tisch und geh' aus dem Zimmer."

Ich wiederholte, daß ich ihm nicht willfahre. Er erklärte mir sehr eindringlich, daß ich mir zu viel zugemuthet habe; es sei nicht möglich, daß ich ihn pflege, ich müsse ihn immer verfluchen.

„Und wenn Du auch gut gegen mich wärst, wozu soll ich noch leben?"

Da gab mir der Himmel das rechte Wort: „Sie müssen noch leben, damit ich Gutes an Ihnen thun kann."

Das hat ihn auch gepackt, es zuckte in seinen Mienen und er zitterte am ganzen Leibe.

„Du Gutes an mir? Ich will's glauben. Ich soll also noch erleben, daß Gutes an mir gethan wird?"

Er legte sich nieder und bald schlief er fest.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ich saß in der Nebenstube, da wurde mir gemeldet, ein Mann aus meiner Heimat lasse sich nicht abweisen, er müsse mich sprechen. Wer kann das sein?

Ich eilte auf den Hausflur, da stand der Weger, der Vater vom Ronymus.

„Kennst mich noch?" schmunzelte er, „nicht wahr, ich sehe ganz anders aus? Der Ronymus hat mich so hergerichtet, er hat mich herbestellt, hat mir das neue Gewand machen lassen. Aber komm in die Stube, ich hab' Dir was zu sagen, was Gutes."

Drin in der Stube konnte sich der Weger nicht genug verwundern, wie ich so anders geworden, und das eine Mal sagte er, ich sehe ganz meinem Vater gleich, das andere Mal ganz meiner Mutter.

Endlich kam er zu dem Beschluß, die Gestalt habe ich vom Vater und das Gesicht von der Mutter; nur die Stirn, die Nase und den Mund habe ich vom Vater. Ich mußte lachen und war ganz ver-verwundert, daß ich noch lachen konnte.

Ich bat ihn, leise zu reden, denn ich habe einen Kranken in der Nähe, der jetzt schlafe.

„Ja, ist recht, daß Du mich auf die Hauptsache bringst. Mit dem Krankenwärtern muß es ein Ende haben. Wir lassen Dich nicht länger dabei, Du, des Schlehhofbauern Tochter! Nein, das darf nicht länger sein. Wenn sie nur das auch noch erlebt hätte. Sie hat Dich so gern gehabt, wie wenn sie Dich unter dem Herzen getragen hätte. Laß mich nur weinen, das schadet nichts. Ich will, man soll mir auch einmal nachweinen. Ja, daß ich's nicht vergesse, noch vor ihrem Tod hat sie mirs auf die Seel' gebunden, daß ich Dir das Geld einhändige von Deiner halben Geis und von Deinen drei halben Gänsen. Ich hab's bei mir. Und von Deinen Hühnern ist Nachzucht da, die bringe ich mit zu Euch in das Lamm-Wirthshaus."

Ich verstand nicht, was das Alles sein sollte und es war schwer, den guten Weger zurecht zu

bringen. Wie ich also fragte, was denn das mit dem Lamm-Wirthshaus sei, rief er:

„So? Das weißt Du noch nicht? Du mußt es doch kennen, das große Einkehr-Wirthshaus drüben im Thal? Der Schmaje hat das ausgekundschaftet, es war sein letztes Geschäft. Und es sind Äcker und Wiesen dabei und auch ein Stück Weinberg und ein Stück Wald, Alles, Alles, und der volle Hausrath ist auch da, man braucht gar nichts anzuschaffen; da werdet Ihr schön und gut mit einander leben. So? Also der Ronymus hat Dir noch nichts davon gesagt, daß er das Lamm gekauft hat und daß Ihr da mit einander wirthen werdet? Aber ich bin auch dabei, ich gehe mit. Ich kann schon noch so viel arbeiten, daß ich mein Brod verdiene, und ein Eigenes in einem Wirthshaus kann auf Alles acht geben, daß nichts verschleudert und nichts veruntreut wird. Die Dienstboten sind heutigen Tages auch nichts mehr nutz, aber ich will den Eurigen schon aufpassen."

Der Weger sah das Bild von dem großen Doctor an der Wand und rief ihn an wie einen Heiligen:

„Du Augenretter! Du wirst auch Deine Freude

dran haben, wenn Du uns bei einander siehst. Brigitta, dem Bild da geben wir den besten Platz im Haus, und die Kinder sollen den Mann auch kennen lernen."

Ich ließ den guten Mann so weiter reden, und war mirs vorher, wie wenn der Rittmeister aus der Hölle heraus spräche, so war es jetzt, wie wenn der Weger vom Himmel herunter redete. So kam's über mich. Der gute Mann meinte, es könnte Alles noch gut gehen. Aber es war zu spät, es war vorbei.

Ich fragte nach Ronymus und der Weger lachte:

„Ja der, der ist ganz närrisch, heißt das, er ist sonst ganz gescheit, das zeigt sich ja, er hat gut gespart, aber er ist närrisch verliebt in Dich; es ist so bei uns in der Art, ich hab's mit meiner Bonifacia auch so gehabt. O lieber Gott, warum hat sie das nicht erlebt, daß sie Eure Kinder in Schlaf singen kann? Du weißt ja, sie hat so gut singen können, aber sie singt vom Himmel herunter."

Der Weger weinte, daß er kein Wort mehr vorbringen konnte; ich sagte:

„Ja, Weger!"

„Sag' nicht Weger, sag' Schwäher."

„Weiß der Ronymus das vom Rittmeister?"

„Gewiß. Geschieht dem Kerl ganz recht, daß er blind ist."

Aus der Nebenstube rief der Rittmeister:

„Wer ist da? wer sagt, daß mir recht geschieht?"

Ich bat den Weger, daß er jetzt gehe und mir zum Abend den Ronymus schicke. Ich ging zum Rittmeister. Ich mußte ihm erzählen, wer da war, und er sagte leise:

„Jeder Straßenknecht ist jetzt über mir."

Neununddreißigstes Kapitel.

Am Abend kam der Ronymus, er legte beide Hände auf die Brust und konnte nicht reden; ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in meine Stube und sagte:

„Ronymus, Du hast mich gern und ich sag' Dir's gradaus, ich habe Dich auch gern, aber —"

„Was aber? Jetzt ist Alles gut, weiter braucht's nichts."

„Nein, Ronymus. Ich hab' noch eine schwere Last auf mir."

„Ich kann Dich tragen, und wenn Du noch sieben Centner auf Dir hättest," und er hob mich auf und trug mich auf dem Arm herum, wie ein kleines Kind. Ich mußte ihn bitten, mich herunter zu lassen; er that's, und ich sagte:

„Ronymus, ich hab' das heilige Gelübde gethan, ich muß büßen. Der Rittmeister ist blind, auf immer, nicht durch mich, das ist eine Gnade vom Himmel, aber ich . . . ich habe ihn blenden wollen, und dafür muß ich büßen."

„Das ist zu fein geschliffen," wehrte der Ronymus ab, „denk', wenn Jeder büßen müßte für das, was er hat thun wollen, da wäre die ganze Welt ein Zuchthaus, und es wäre Niemand da, der den Posten versehen könnte; unser Herrgott müßt' selber Zuchthaus-Direktor sein. Ich kann's nicht glauben; aber sei's drum, daß Du den Rittmeister hast blenden wollen. Jetzt ist's doch einmal nicht, Du bist nicht schuld, warum willst Du nicht den Vortheil davon haben, daß er ohnedies blind war?"

„Ich hab's ihm versprochen."

„Halt! Das Versprechen gilt jetzt nicht. Ein

Dienstbote, der heiratet, das steht im Gesetz, ist frei. Ich rede mit dem Mann, er muß Dich gutwillig freigeben, oder wir zwingen ihn mit dem Gesetz."

„Und wenn er mich auch frei giebt, glaub' mir, ich könnte mirs mein Lebtag nicht verzeihen, daß ich ihn verlassen habe; ich könnte keine Stunde mehr lustig sein, nicht für mich, nicht für Dich."

„Das geht nicht, Du mußt lustig sein."

„Ronymus! Ich hab' dem Rittmeister heilig versprochen, daß ich nicht von ihm gehe, so lang mir noch ein Aug' offen steht."

„Dann sollen Deine Augen noch siebenundsiebzig Jahre und noch ein Paar Krautherbste dazu offen stehen. Ja, so sei es denn. Wir nehmen den Kerl zu uns und füttern ihn bis er todt ist."

„Nein, Ronymus, so nicht, Du mußt es gern thun."

„Zum Gernthun kann man sich nicht zwingen. Aber Dir zu lieb kann ich drein willigen. Dich muß ich haben, Dich nehme ich, und wenn ich sieben Teufel als Zugab' bekomme. Und wenn ich's recht überlege, so geht's ganz gut; wir haben ja ein

Wirthshaus mit elf Zimmern und fünf Dachkammern, und der Rittmeister muß noch einen guten Stumpen Geld haben von seiner Räuberzeit her, und wenn ich's recht überleg', so bringen Gutthaten nichts Böses. O Du! Du machst noch einen gutmüthigen Kerl aus mir. Jetzt warum lachst? warum weinst?"

Ich hab's nicht sagen können, und der Ronymus faßte mir beide Hände und sah mich an und sagte, es käme ihm doch wie ein Traum vor, daß die Prinzeß vom Schlehenhof ihn heiraten wolle, aber es müsse wahr sein und zum Zeichen, daß es wahr sei, solle ich ihm einen Kuß geben.

Ich bat ihn nun, mit mir zum Rittmeister zu gehen und Alles in Ordnung zu bringen. Er sagte:

„Ja, ja, es ist schon so mit mir. Wie ich noch ein kleiner Bub war, da hat der böse Hund von Deinem Ohm Donatus mir die Hosen zerrissen. Wochenlang habe ich einen geschickten Stein in der Tasche getragen, um ihn dem Hund an den Kopf zu werfen; aber wie ich's hätte thun können, habe ich den Stein aus der Tasche gethan und dem Hunde nichts. So geht mirs jetzt auch mit dem

Rittmeister. Aber komm', ich will's schon recht machen."

Hand in Hand gingen wir zum Rittmeister.

„Herr Rittmeister! Ich komme mit meinem Bräutigam," sagte ich.

„Was? Du? Wer? Mit wem?" Er ließ mich nicht weiter zu Wort kommen und fluchte auf die ganze Welt; ein Blinder werde betrogen und heilige Schwüre gelten nichts. Er streckte die Arme aus und schrie, wenn er mich nur erwürgen könnte; eine einzige Frau für Alle.

„Hören Sie uns doch ruhig und geduldig an," sagte der Ronymus.

„Wer spricht da? Wer ist das?"

„Ich, der Ronymus!"

„Wer ist der Ronymus?"

„Ich bin Knecht gewesen auf dem Schlehenhof beim Xander. Ich habe damals den Herrn Rittmeister beleidigt. Verzeihen Sie mir. Es soll nicht gesagt sein. Ich habe einen Haß auf den Herrn Rittmeister gehabt, ich habe keinen mehr. Ich bitte, haben Sie auch keinen mehr. Wir wollen Sie in Ehren halten. Lassen Sie mich ausreden. Ich bin Soldat gewesen. Aber das habe ich jetzt nicht sagen

wollen. Wir haben ein Wirthshaus gekauft und da sollen Sie bei uns bleiben und gute Tage haben, und meine Frau und ich und was noch nachkommt, soll Ihnen zu Diensten sein, wie wenn Sie der Großvater wären. Und meinen Vater, den Weger, haben wir auch bei uns. Sie sollen sehen, will sagen, Sie sollen's spüren, wie wir zu Ihnen sind, Tag und Nacht, und es wird Ihnen bei uns gut schmecken; meine Mutter selig hat hundertmal gesagt, so kann Niemand kochen wie die Brigitta. Herr! Herr! Lassen Sie jetzt Alles gut sein, ich kann nicht viel reden."

Die Stimme versagte ihm, dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, und wie er sich jetzt die Stirn abwischte, hätte ich ihm gern die Hände geküßt. Ich konnte aber nichts als weinen. Der Ronymus faßte meine Hand und sagte:

„Du sollst nicht weinen, Du sollst fröhlich sein."

Der Rittmeister redete lange kein Wort.

Endlich sagte er:

„Wie heißest Du?"

„Hab's ja gesagt, Ronymus."

„Ronymus. Du glaubst, ich hätte viel Geld, und das erbet Ihr dann?"

„Ja, wir nehmen's schon, und ich mein', wir dürfen auch."

„So? Du glaubst, ich sei Euch was schuldig, weil der Xander zu Grunde gegangen ist? Sag ehrlich, glaubst Du das?"

„Ja."

Wieder war der Rittmeister lange still. Er bewegte die Finger beider Hände rasch in der Luft und sagte dann:

„Komm her Ronymus, komm näher. Du scheinst mir eine ehrliche Haut. Ich könnte mirs besonders gut bei Euch machen, wenn ich reich thäte; aber ich will nicht. Ich will Dir ehrlich sagen, ich besitze nichts mehr. Glaubst Du das?"

„Nein, ich glaub's nicht."

„Es ist aber so. Wollt Ihr mich nun doch ins Haus nehmen und bei Euch behalten und eben so gern?"

„Eben so gern?" antwortete der Ronymus. „Nein. Aber unser Wort halten wir; die Brigitta sagt, sie sei es Ihnen schuldig, und ich als ihr Mann bezahle die Schulden meiner Frau."

„Nun ist's gut, ich vertraue Dir. Ich bin ausgeraubt, ich habe nichts als eine gute Jahresrente,

so lang ich lebe. Ja, ich gehe mit Euch. Gitta, mit diesem Manne wirst Du glücklich. Gitta, gieb ihm meine Pistolen. Ronymus, es sind Kugeln darin; Du warst Soldat, Du verstehst sie herauszuziehen. Nun aber ist's genug."

Ich sah, daß der Rittmeister rothe Backen hatte, die Narbe von der Schußwunde im Backen war ziegelroth, das durfte nicht sein, er bekommt wieder Fieber; ich sagte ihm also, er solle ruhig sein, es sei Alles in Ordnung. Dann ging ich mit dem Ronymus aus der Stube.

In meinem Zimmer aber habe ich den Ronymus um den Hals genommen und lieber hat noch nie eine Frau auf der Welt ihren Mann umarmt, als ich den meinen. Und giebt es einen besseren, ehrbareren Mann auf der Welt?

Er nahm etwas aus der Tasche und sagte:

„Das hat Dir meine Mutter selig vermacht; Das ist Deine Trau, in diesem Anhenker ist der Steinsplitter, der in meines Vaters Auge war, und auf ihrem Todtenbett hat meine Mutter ihn Dir vermacht, sie hat's prophezeit, daß Du meine Frau wirst."

Als er endlich fort ging, sagte er:

„O Du! Ich . . . ich krieg' des Schlehhof-

bauern Tochter, ich, ich krieg' die Prinzeß vom Schlehenhof!"

Ja, noch heutigen Tages spricht der Nonymus von meinem Vater und besonders von meiner Mutter, wie wenn das Fürsten gewesen wären, und wenn er besonders lustig ist, heißt er mich — aber nur im Geheimen — die Prinzeß vom Schlehenhof. —

In der Nacht habe ich einen Brief an die Frau Doktorin geschrieben nach Montreux. Ich hatte einen Menschen auf der Welt, dem ich Alles sagen konnte und sagen mußte. Ich habe geschrieben bis mir die Augen übergingen und Tropfen auf das Papier fielen.

Vierzigstes Kapitel.

Der Abschied von der Anstalt, von unserm herrlichen Professor, von den Kranken und auch vom Rack ist mir schwer geworden. Wenn ein Thier weinen könnte, der gute Rack hätte geweint; als ich die Kisten packte, war in seinem Auge zu lesen, daß er wisse, wir nehmen Abschied auf ewig.

Die Doktorin war zu uns zurückgekehrt, sie hatte große Freude an Ronymus, und mit dem Weger ward sie, wie wenn sie von Jugend an mit einander aufgewachsen wären.

Sie machte mir noch eine besondere Freude, indem sie meine Nichte Agnes zu meiner Hochzeit kommen ließ.

Die Doktorin auf der einen und der sternkundige Professor auf der andern Seite sind mit mir zum Traualtar gegangen; mir war's, wie wenn es meine Eltern wären . . .

Der Weger und der Rittmeister sind mit uns hier ins Wirthshaus eingezogen.

Der Weger war sonst gut gegen alle Menschen, das heißt, er hat nicht viel nach ihnen umgesehen, aber er hat Niemand was zu leid gethan und hatte auch gegen Niemand was in der Seele. Nur den Rittmeister haßte er bis in den Tod hinein; er wollte Anfangs nicht mit uns gehen, wenn wir den Rittmeister mitnehmen.

Ronymus wußte sich gar nicht zu helfen, aber mir ist's geglückt, ihn wenigstens zur Ruhe zu bringen. Ich hielt ihm vor, wie es ihm damals war, als er in der Furcht, das Auge zu verlieren,

nach Heyden gekommen; er solle seine Dankbarkeit damit beweisen, daß er geduldig sei gegen den Blinden.

„Wenn Du mich daran erinnerst, muß ich Dir folgen," hat der Weger gesagt.

Er hat aber nie dem Rittmeister auch nur den geringsten Gefallen gethan, und er war auch eifersüchtig, daß wir und unsere Kinder den Mann so dienstwillig und ehrerbietig behandeln. Oft hat er vor sich hin gebrummt:

„Der Mensch hat sein Lebtag kein paar Sohlen zerrissen, die er mit redlicher Arbeit verdient hat. Er hat Hände, so weich wie Eierhäutchen. Wenn Eins von uns blind geworden wäre, hätte der es ins Haus genommen?"

Es war eine harte Sache, den Weger immer wieder geduldig zu machen. Er hatte auch Angst, unsere Kinder werden zu vornehm und hat ihnen deßhalb oft gesagt: „Euer Großvater war Straßenknecht und Euer Vater war Hausknecht."

Die guten Wege, die von unserm Haus über den Berg in die Felder und in den Wald führen, die hat der Schwäher hergerichtet, ganz allein. Im Haus hat er auf Alles Acht gegeben, und die Art,

so gutes Kirschwasser zu brennen, die hat der Nonymus von seinem Vater überkommen.

Bevor ich noch das Letzte erzähle, muß ich von Seridja berichten. Ich hatte sie fast vergessen; wenn ich mich aber ihrer erinnerte, gab es mir einen Stich ins Herz. Undank thut immer aufs Neue weh. Nun erhielt ich nach Jahren einen Brief aus Indien, der zuerst nach Zürich gegangen war, und Seridja schrieb mir, daß sie in der schweren Stunde, da sie einen Sohn gebar, daran denken mußte, wie sie mir Unrecht gethan; sie bat mich um Verzeihung und schickte mir ein schönes Andenken.

Der Rittmeister hat sich bald gut drein gefunden in das Leben bei uns. Er war säuberlich wie sonst nie ein Blinder, er hat beim Essen nichts verschüttet und war immer angezogen, wie wenn er zur Parade müßte; man hätte glauben sollen, er hätte jedes Stäubchen auf seinem Rock gerochen. Aus Essen und Trinken hat er sich nicht viel gemacht, aber seine besondere Freude hat er an feinen Wohlgerüchen gehabt; er hat sich mit wohlriechenden Wassern bespritzt und auch immer Pflanzen auf seinem Zimmer gepflegt, sie sind ihm wohlgediehen. Stundenlang saß er drunten am Bach bei der Mühle,

wo das Wehr rauscht; dieses Rauschen scheint ihm wohlgethan zu haben.

Gegen die Kinder war der Rittmeister gut, und er war auch ein Glück für sie. Es kann für Kinder nichts geben, was sie besser macht, als wenn sie Tag für Tag einem Hülflosen Dienste leisten können; das macht sie willfährig und geweckt, um Gutthaten zu thun, und das ist die beste Schule und die beste Nahrung für ein junges Gemüth.

Der Weger und der Rittmeister sind bald nach einander gestorben, ohne daß sie eigentlich krank waren.

Eines Tages kam der Weger heim und sagte zum Ronymus:

„Ich hab Hammer und Schaufel und Harke droben am Wald liegen lassen, es ist mir gar nicht gut; ich will mich niederlegen. Bring mir einen Schluck Kirschwasser.“

Er ging in seine Kammer und bald darauf, wie der Ronymus nachkam, fand er seinen Vater todt.

Er muß leicht gestorben sein.

Wir gaben uns alle Mühe, daß der Rittmeister nichts vom Tod und Begräbniß des Schwähers merke, aber er hat es doch gemerkt und ist mit

zum Leichenbegängniß gegangen, von der Agnes geführt. Das war sein letzter Ausgang.

„Dein Vater hat Wege gemacht, daß Andere drauf laufen können," hat er bei der Heimkehr zum Ronymus gesagt. Weiter kein Wort, überhaupt hat er von da an wenig mehr gesprochen.

Sonst hatte er die Kinder viel um sich, jetzt hat er immer nur mich um sich haben wollen.

„Du bist noch einmal Tochter geworden, jetzt ist das auch vorbei," sagte er eines Tages, „zu mir, zu mir nicht . . ."

Ich habe wohl verstanden, was er meinte, aber ich konnte nicht lügen, ich konnte ihm nicht sagen, daß ich ihn lieb habe; es war nicht.

Eines Tages kam ein Brief aus Paris, ich mußte ihn vorlesen; der Brief war von seiner Frau und es standen gar entsetzliche Worte darin.

Der Rittmeister war lang still, dann sagte er:

„Zünd' ein Licht an! Verbrenne den Brief. Verbrennen . . ."

Ich willfahrte ihm. Ich mußte daran denken, wie mein Vater seinen Namen verbrannte.

„Gieb mir die Asche in die Hand," sagte der Rittmeister. „So. Vorbei. Das thut sie mir, der

ich nur Gutes gethan, Alles geopfert, Alles. Ich war an die Unrechte gekommen. Du .... Dir .... An Dir hab ich nur Böses gethan, und Du, Du hast Liebe zu mir. Sag, hast Du Liebe? Du schweigst? Ist recht, ist ehrlich ... Du hast mir Gutes gethan ... Gutes ..."

Er murmelte noch Worte, die ich nicht verstand. Mir ward angst und bang, ich rief den Ronymus, er kam; der Rittmeister athmete schwer, ich sank in die Kniee und der Ronymus drückte ihm die Augen zu, die todten Augen.

Der Rittmeister ist neben meinem Schwäher, dem Weger, begraben ....

So, nun bin ich fertig.

Ich weiß nicht, ob jemand Anderes von sich sagen kann, er habe den Spruch erfüllt: Liebet Eure Feinde — ich von mir kann's nicht sagen.

Das goldene Lamm

im Wirthsschilde war in der Frühe bereits mit einem weiß schimmernden Dufte überhaucht, als Brigitta in ruhig gesammelten Morgenstunden ihre Geschichte erzählt hatte.

Der Herbst nahte sich dem Winter. Auf den Grabkreuzen des Wegers und des Rittmeisters lag dicker Reif. Der Röhrbrunnen am Hause wurde in Stroh eingewickelt, auf dem Hausflur hingen die gelben Maiskolben und in den Gastzimmern waren Aepfel aufgehäuft, die das ganze Haus durchdufteten. Die große Wirthsstube war wohl durchwärmt.

Als ich Abschied nahm, gab mir Brigitta das Geleit bis auf die Freitreppe; sie verläßt das Haus fast nie, Ronymus aber ging mit bis zum Bahnhofe. Als ich ihm berichtete, daß Brigitta mir Alles genau erzählt habe, sah er mich mit strahlenden Augen an und sagte: „habe ich nun nicht recht, daß ich sie die Prinzeß vom Schlehenhof heiße?“

Eben als der Schaffner „Fertig" rief, legte mir Nonymus noch einen Krug Kirschwasser neben den Sitz und sagte: „Das ist von meinem ältesten, aus unserm ersten hiesigen Jahre."

Der Bahnzug brauste am Wirthshaus zum goldenen Lamm vorbei, von der Freitreppe grüßte Brigitta.



